Aehrenlese

aus

dem Tagebuche

des

Pfarrers von Mainau.

Herausgegeben

von

Friedrich Jakobs.

Erste Sammlung.

Leipzig,
in der Dyk'schen Buchhandlung.
1823.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Jedermann kennt die Familie des alten Pfarrers in Mainau und seines würdigen Schwiegersohns; wenigstens schmeichelt sich der Herausgeber des gegenwärtigen Buches, daß es Niemand in die Hand nimmt, der nicht die Feyerabende von Mainau *) gelesen, und sich durch sie mit den liebenswürdigen Insassen jenes Pfarrhauses befreundet hat. Wer aber von unsern Lesern dieses bis jetzt zufällig verabsäumt hat, dem rathen wir aus aufrichtigem Wohlwollen es nicht länger aufzuschieben, sondern sich jenes Buch sobald als möglich anzuschaffen; wobey wir zum Voraus auf seinen Dank rechnen; so wie wir auch die Versicherung geben können, daß der überaus gefällige Verleger der Feyerabende, Herr Kirbach in Leipzig,

*) Die Feyerabende in Mainau. Herausgegeben von Friedrich Jakobs. Zwey Bände. Leipzig in der Dykschen Buchhandlung.

sich ein Vergnügen daraus machen wird, jedem, der ein Verlangen darnach hat, zu dieser Bekanntschaft zu verhelfen.

Seit der Erscheinung des zweyten Theils der Feyerabende haben sich in der Familie von Mainau einige Veränderungen zugetragen. Der Mann, der bisher ihre Seele und der eigentliche Mittelpunkt der gemeinschaftlichen Liebe war, die alle ihre Glieder gegenseitig durchströmt, der alte Grosvater, ist, nach einem kurzen Krankenlager, müde vom Leben, und von allen den Seinigen, so wie von zahlreichen Freunden und Bekannten beweint, in das Paradies der Seligen hinübergeschlummert; unser Liebling Eduard hat das Gymnasium in der Stadt bezogen, und Mathilde wartet eben daselbst ihre kränkelnde Tante. Es sind jetzt also nur noch die jüngern Geschwister zu Hause, und die Abendunterhaltungen, welche ununterbrochen fortgesetzt werden, — sie gehören einmal zur stehenden Einrichtung des Hauses — haben dadurch eine etwas andere Farbe bekommen. Die Fabeln, die Mährchen, die kleinen Erzählungen nehmen jetzt einen größern Raum in ihnen ein; meist führt die Pfarrin das Wort, und theilt den wißbegierigen Kindern

aus ihrem unerschöpflichen Vorrathe mit; und der Herausgeber der Feyerabende, der noch immer wie sonst Alles erfährt, was sich dort begibt, hätte reichen Stoff zur Fortsetzung jenes Werkes; aber seine Freundin hat in dem Vortrage ihrer Erzählungen eine so eigenthümliche, mütterliche Anmuth und Liebenswürdigkeit, daß er durchaus verzweifelt, es ihr darinne gleich zu thun. Und so hat er es lieber ganz aufgegeben, ob er gleich öfters darum ersucht worden ist.

Nun herrscht aber in dieser Familie, wie auch hinlänglich bekannt ist, die löbliche Gewohnheit, daß sich jedes ihrer Mitglieder ein Buch hält, worin es einträgt, was es Merkwürdiges hört oder ließt oder selbst denkt. Diese Gewohnheit ist von dem Grosvater ausgegangen, und wir tragen um desto weniger Bedenken sie zu preißen, da wir sie selbst bei vielen Veranlassungen den Lesern und Leserinnen unsrer Schriften auf das nachdrücklichste, und, wie wir nicht bezweifeln, mit dem besten Erfolge empfohlen haben. Die Tagebücher des alten Grosvaters sind natürlich von Allen die reichhaltigsten, nicht nur, weil er sie die längste Reihe von Jahren fortgesetzt hat, sondern auch,

weil ihm in seinem thätigen Leben mehr begegnet ist, als vielen Andern. In seiner Jugend trieb er die Arzneikunst, und machte zu seiner Bildung manche Reisen, auf denen er mit offnen Sinnen beobachtete; und als er dieses Geschäft aufgab — aus Gründen, von denen die Feyerabende Nachricht ertheilen — und sich der Kanzel widmete, erhielt er doch immer den regen Geist in schriftlichem und mündlichem Verkehr mit den mannichfaltigsten Menschen, so wie er zu keiner Zeit aufhörte, ihn durch Lesen und Wiederlesen der besten und geistreichsten Werke aller Zeiten und Völker zu nähren. Bis an seinen Tod war er immer mittheilend, lehrhaft, gesprächig und heiter, so daß es meist nur einer geringen Aufforderung bedurfte, um die Mittheilung der Schätze, die er in sich trug, von ihm zu erhalten. Da sein Tod eine große Lücke in das Familienleben von Mainau gerissen hat, und fast kein Abend vergeht, wo man nicht die Gegenwart des theuern Greises vermißt, so wird oft Zuflucht zu seinem schriftlichen Nachlasse genommen, und indem man daraus vorließt, dadurch eine Art von Täuschung hervorgebracht, als ob man noch den Wiederhall seiner Stimme vernähme. In

der That ist Vieles in diesen Sammlungen von der Art, daß man den alten Mann zu hören glaubt. Denn so wie er sich auch in gewöhnlichem Gespräche mit einer gewissen Anmuth und Zierlichkeit ausdrückte, und die Rede — Gottes herrlichste Gabe, wie er zu sagen pflegte — auch im vertraulichen Kreise nie vernachlässigte, so schmückte er auch auf der andern Seite in dem, was er schrieb, seinen Stil nicht mehr aus, als eben unumgänglich nöthig war. Da ich nun jene Sammlungen oft in den Händen gehabt, und mich daran erbaut und erfreut habe, so hab' ich mir von den Kindern des guten Mannes die Erlaubniß erbeten, Abschriften von Einigem zu nehmen, und es, der Welt zum Besten, öffentlich bekannt zu machen. Von dieser Erlaubniß mache ich jetzt Gebrauch, indem ich treuherziger Weise voraussetze, daß das, was mir Freude gemacht hat, dieselbe Wirkung auch bey Andern haben könnte. Sollt' ich mich irren, so ist der Irrthum verzeihlich. Denn könnt' ich jedem Leser die ehrwürdige Gestalt des herrlichen Greises vor die Augen zaubern, wie sie vor den meinigen steht, seine sprechenden Mienen, sein beseeltes Aug, den Wohlklang seiner Stimme, die Wärme und

Lebendigkeit seines Gefühls, und alle die andern Eigenschaften des Geistes und Herzens, die uns ihn so theuer machten, so bin ich gewiß, daß sie, eben so wie ich, glauben würden ihn sprechen zu hören, und dann den Nachlaß seiner Gedanken lieben, und ihre fernere Mittheilung wünschen würden.

Gotha, in der Jubilate-Messe 1823.

Der Herausgeber.

1.

Ich habe in meiner Jugend so viel von den Fehlern und Gebrechen des Alters gehört, daß es eine Zeit gab, wo ich nichts sehnlicher wünschte, als nur früh genug zu sterben, um nicht auch einmal ein solches Schreckbild zu werden, als einige mürrische Greise meiner Vaterstadt, auf die Jedermann mit Fingern zeigte. Mit diesem Wunsche ist die Jugend überhaupt sehr schnell bey der Hand, wenn ihr die Zeit zu langsam geht, oder zerstörend in ihre Luftschlösser eingreift, oder wenn ihr die Zukunft mit diesem oder jenem Gespenst bang macht. Ich begriff indeß bald, daß, wenn es auch nicht immer möglich seyn sollte, den körperlichen Gebrechen des Alters vorzubeugen — obschon auch hierinn Vieles möglich ist — es doch weit vernünftiger und christlicher wäre, die sittliche Kraft aufzurufen, die Gottlob nicht so beschränkt ist, um nicht die sittlichen Uebel, die das Alter umlagern,

durch eine fortgesetzte Erziehung bannen zu können. Wenn man freylich auf diejenigen hört, die ihre Fehler hinreichend entschuldigt zu haben glauben, wenn sie sagen: Lieber Gott, ich bin nun so! Das hängt mir von meiner Jugend an! Einen Baum, der Einmal schief gewachsen ist, bringt niemand gerade! und was dergleichen Gemeinsprüche mehr sind; so sollte man meinen, es gäbe im Leben irgend einen peremtorischen Termin, der, Einmal überschritten, alle Hofnung auf weitere Bildung und Besserung abschneide, so daß es vollkommen unnütz sey mit sich selbst zu rechnen, weil man doch immer die alten Schulden, mit sammt den wachsenden Zinsen, in das nächste Jahr übertragen müsse. — Heiliger Gott, hab' ich dann oft bey solchen Reden gedacht, hättest Du denn dem Menschen nur mit einem Wahne von Freyheit bethört, während er nur eine Maschine ist, die, Einmal eingerichtet, nur nothdürftig in dem ersten Zustande erhalten werden kann? oder kann der Mensch nur seine Werkzeuge verbessern, aber sich selbst nicht?

Jene schlaffe Ergebung an die Tyrannei der Gewohnheit, die dem Sclavensinne der Trägheit schmeichelt, ist mir immer höchst nichtswürdig erschienen, und nachdem ich in die Jünglings-

jahre getreten war, vertauschte ich den Wunsch eines frühen Todes mit dem Vorsatze, mich auf das Alter vorzubereiten. Ich habe nicht Ursache mit diesem Tausche unzufrieden zu seyn. Meine Jahre sind hoch gestiegen; ich erfreue mich durch Gottes Güte einer guten Gesundheit; mit ihr hängt die Heiterkeit zusammen, deren ich genieße; doch darf ich wohl Einiges davon auch den Bemühungen meiner frühern Jahre zuschreiben. Es ist hier nicht meine Absicht, einen Plan der Erziehung für alte Leute, bestätigt durch die Erfahrung eines Greises — zu Papier zu bringen; nur Eines und das Andre will ich bemerken, was ich bey meiner Selbst-Erziehung befolgt habe, und was meinen Kindern einst vielleicht nützlich werden kann. — Sobald ich anfing, eine ernste Aufmerksamkeit auf die Klagen des Alters und seine Mängel zu richten, glaubte ich zu finden, daß sich bey weitem das Meiste auf Eine Wurzel zurückführen lasse, nemlich auf den geringen Genuß, den ihnen die Gegenwart gibt. In so fern dieß eine Folge geschwächter Sinne ist, scheint das Uebel freylich unheilbar; aber auch die Jugend leidet oft an geschwächten Sinnen, und zuverlässig sind die Genüsse, die uns auf diesen Wegen zu Theil

werden, weder die reinsten, noch die lebendigsten, noch auch die einzigen. Was ist denn aber überhaupt der Genuß der Gegenwart anders, als ein Wetterleuchten, das in dem Augenblicke, wo es erscheint, auch wieder verschwunden ist? und muß nicht die Gegenwart immer erst zur Vergangenheit werden, damit sich das Gemüth ihrer bemächtigen und eine wahrhafte Freude aus ihr saugen kann? Nun gibt es aber ohne Zweifel eine Oekonomie des Genusses, wie es eine Oekonomie unsrer irdischen Habe gibt. Es steht nicht immer in unsrer Gewalt, unsrer Einnahme oder unsern Genüssen neuen Zufluß zu verschaffen; aber das, was wir haben, können wir auf Zinsen legen; und glücklicher Weise ist der Zufall, der uns in Einem Augenblicke um jeden andern Besitz bringen kann, gewiß nur in den seltensten Fällen über die von uns genossenen Freuden Herr. Diese sind unser Eigenthum, und es ist viel weiser, dünkt mich, statt immer nach neuen Freuden zu jagen — eine Jagd, die in unzähligen Fällen mislingt, und oft, statt des gehoften Genusses, Verdruß macht — die alten im Gedächtnisse fest zu halten. Ich erinnere mich von einem Manne gehört zu haben, welcher in einer dissentirenden Religionspartey aufgewach-

sen, ihre Blüthe und Unterdrückung gesehn hatte, und nun in seinem Alter immer der Reihe nach alle Stellen besuchte, wo einer seiner Freunde und Mitbrüder als Märtyrer der guten Sache im Kampfe geblieben war; bey welcher Gelegenheit er denn nicht unterließ, die verbleichenden und verwitternden Inschriften auf ihren Gräbern aufzufrischen und zu erneuern. Auf dieselbe Weise hab' ich es mit den Freuden gehalten, die mir im Laufe meines Lebens zu Theil geworden sind. Jede hat ihr Denkmal am Wege, wie die Straßen der Alten mit den Denkmälern verdienter Mitbürger eingefaßt waren, und indem ich oft zwischen ihnen auf und ab gehe, laß ich es nie dahin kommen, daß sich Bild und Ueberschrift verdunkeln. Gegen die Freude, die ich bey diesem Geschäfte habe, ist die Freude des Geizigen, der seine Goldstücke überzählt, eine Kleinigkeit; denn nie kann er seinen Schatz so gut verwahren, daß er nicht für ihn zu fürchten hätte; während der meinige gegen alle Gefahr vollkommen gesichert ist. Diese Art von Oekonomie, bey der mir mein alter Gebrauch, über mein Leben Buch zu halten, sehr zu Statten kömmt, erhält mich immer froh, so daß es mir nie einfällt zu sagen: Ach wenn ich doch die guten Tage meiner Jugend wieder

hätte! — denn ich habe sie noch, und sie treten mir vor die Augen, so oft ich will, und besuchen mich auch im Traume oft. So wie ich aber von der Vergangenheit nichts verlohren gehen lasse, so geh' ich mit der Gegenwart nicht weniger haushälterisch um, indem ich auch ihre kleinen Gaben dankbar in meine Blumenlese eintrage, und ihnen ein Denkmal errichte, das ich späterhin immer wieder betrachten, und, wenn es verwittern sollte, wieder auffrischen kann. So hoffe ich bis an mein Ende zu thun, und wenn mir die Hand des Todes das Herz zusammendrückt, so wird er doch, das weiß ich gewiß, die Blüthen nicht zerstören, welche die dankbare Erinnerung an das empfangene Gute darinn hat aufgehen lassen.

2.

Mein System, durch ein fortgesetztes Leben in der Vergangenheit die Gegenwart zu befruchten, und das Leben zu verlängern, indem man der Zeit ihren Raub abgewinnt, stimmt, fürcht' ich, mit den herrschenden Gesinnungen der heutigen Welt nicht sonderlich überein. Ich traf neulich, bey einem Besuche in der Stadt, in dem Hause eines Freundes, der eben seine Frau verlohren hatte, mit einigen Verwandten desselben zusammen. Solche Fälle, sagte Einer, ein so plötzliches Scheiden aus der Welt und Allem dem, was sie ergötzliches bietet, bringt Einen um alle Lust an dem Leben. — O im Gegentheil, antwortete eine der anwesenden Frauen. Eben die Ungewißheit, in der man lebt, und die Möglichkeit eines plötzlichen Aufhörens, ist, meines Erachtens, eine recht dringende Aufforderung, keinen Augenblick des kurzen Daseyns ungenossen entfliehn zu lassen. — Es ist wohl wahr, erwiederte der Erste. Wenn man nur gleich Alles ver=

gessen könnte! Man ist aber nicht immer Herr über sein Gefühl. — Freylich nicht immer, versetzte die Frau. Aber man muß sich zerstreuen. Ich wenigstens halte es für meine Pflicht, in solchen Fällen den traurigen Bildern erst gleichgültige, und dann heitere unterzuschieben. Und so dauert es gewöhnlich nicht lange, und ich bin wieder in dem gewohnten Geleis. Man lebt nur Einmal!

Die Frau mit dieser Lebensweisheit und Gegenwartsphilosophie war nicht mehr jung. Die Jahre der Thorheit und des Leichtsinns lagen weit hinter ihr. Aber der Genuß war ihr Alles; und sie kannte keinen Genuß als den des Augenblicks.

Aus dem Trauerhause kehrte ich in den Gasthof zurück, und fand an der Wirthstafel einen Frankfurter Bankier meiner Bekanntschaft. Nachdem wir uns gegenseitig begrüßt hatten, fragte ich ihn nach den Seinigen. Denn daß er Familie habe, setzte ich bey einem wohlhabenden Manne, der in seinen besten Jahren stand, voraus. Sie haben doch ohne Zweifel Frau und Kinder? fragte ich.

Gott bewahre!

Wie so, Gott bewahre?

Ich weiß nicht, antwortete der Kaufmann, wer einmal gesagt hat, — aber gewiß war es ein kluger Mann — der Ehestand sey eine so wichtige Sache, daß man nie lange genug darüber nachdenken könne; und über dem langen Nachdenken habe er die Zeit zum Heirathen übergangen. So denk' ich es auch zu machen.

Wie? Sie wollen gar nicht heirathen?

So lange ich bey gesunder Vernunft bleibe.

Hat denn das häusliche Glück keinen Reiz für Sie?

Das ist eine von den Waaren, die ich bis jetzt noch nicht rein und unverfälscht gefunden habe.

Aber Sie zweifeln deshalb doch nicht, daß sie wirklich zu finden ist?

Er zuckte die Achseln.

Wünschen Sie nicht Kinder zu haben, die Ihnen bey den Geschäften Hülfe leisten könnten?

An Gehülfen hat es mir noch nie gefehlt, und die, welche ich jetzt habe, kann ich fortschicken, wenn sie ihre Schuldigkeit nicht thun. Meine Kinder müßt' ich behalten, wenn sie auch noch so schlecht einschlügen.

Und wer wird einst Ihr Vermögen erben?

Glauben Sie, daß es mir, oder irgend einem Menschen an Erben fehlen wird? Das überlaß ich dem Zufall. Als ich noch in die Schule ging, wurde mir eine lateinische Sentenz eingebläut, von der der Sinn war: Ergreife den Augenblick, und kümmere Dich nicht um das, was kommen wird. — Damals verstand ich das nicht; aber späterhin leuchtete mir der Gedanke ein, und er ist vielleicht das Einzige, was ich von aller meiner Schulgelehrsamkeit noch jetzt zu brauchen weiß.

Unser Gespräch wurde an dieser Stelle durch die Ankunft einiger Studenten unterbrochen, die während der Vacanz die Gegend durchzogen. Als sie am Tische Platz genommen hatten, sagte der Wirth: Wissen Sie wohl, meine Herrn, daß der junge ... (er nannte einen Nahmen, der mir entfallen ist) seit gestern Abend tod ist? — So? erwiederte der Eine von ihnen; es war zum Voraus zu sehn.

Was hat er nun von seinem unmäßigen Studiren? sagte der Andre. Wenn rechtschaffene Bursche auf dem Commers waren, huckte er über den Büchern. Sein Gang war vom Hause in's Collegium, von dem Collegium auf die Bibliothek, und so fort. Des Plunders hat er genug zusammengeschleppt. Wozu nun? Die Würmer fressen

ihn jetzt wie ein altes Buch, und fragen nichts nach dem Inhalte. — Kellner, noch eine Flasche Wein; aber guten! — Es lebe ein fideles Leben! Der Mensch lebt nur Einmal, und Bursch ist man auch nur Einmal. —

Ich war eben im Begriff, den Tisch zu verlassen, an dem es mir allmählig etwas zu laut wurde, als ein reisender Kaufmannsdiener hereintrat, auf dessen erblaßtem Gesichte der Schrecken, den er gehabt hatte, zu lesen war. Das sind schöne Geschichten! sagte er, als er sich niedergesetzt hatte, indem er die Haare aus der Stirn strich. Jesus, Maria, was hab ich da eben für einen Anblick gehabt! — Wir alle sahen ihn fragend an. — Ich kam eben, hub er an, von der Mauth beym Adler vorbey; da seh' ich Leute an der Thür versammelt, und frage, was es gibt. — Es hat sich hier wer um's Leben gebracht, antwortet Einer. Ich dränge mich durch, und komme in eine Stube über eine Stiege, die voll von Menschen war, und die Polizey mitten drunter, und Wundärzte, und Gott weiß wer Alles. Ich sah über die Köpfe weg. Was sah ich? O Jesus, in meinem Leben vergeß ich den Anblick nicht. Ein Mann und eine Frau, beyde mit zerschmetterten Hirn=

schädeln, und überall das Blut und Gehirn! Man kann nichts Schrecklicheres sehn.

Wer waren denn diese unglücklichen Menschen?

Wer sollte es seyn als der Kaufmann G. aus A. und seine Frau? Ich habe noch gestern Abend mit ihnen gegessen, und sie schienen in der besten Laune von der Welt zu seyn.

Bey diesen Worten sah der Bankier, der bis jetzt ungestört fortgegessen hatte, mit einem Ausdrucke von schreckhafter Ueberraschung in die Höh und sagte: Haben Sie den Nahmen auch recht verstanden? G. sagen Sie? aus A?

Allerdings, antwortete der Erzählende. Die Leute im Wirthshause mußten ja doch wohl seinen Nahmen wissen. Schon da ich durch A. kam, hörte ich Einiges, was mir Bedenken machte, und heut früh fielen auf dem Caffeehause auch wieder einige Worte, bey denen ich mein Theil dachte. Aber die Heiterkeit der beyden Leute von gestern machte mich doch irr.

Hier legte der Bankier seine Serviette weg, stand auf und eilte fort, ohne ein Wort zu sagen. Ich erfuhr nachher, daß er den Unglücklichen wegen Wechsel verfolgte, und an demselben Morgen seine Verhaftung betrieben hatte.

Jetzt war von Nichts als von dem unglücklichen Paare die Rede. Einige der Tischgenossen hatten sie gekannt, und ihre Erzählungen setzten die Lebensgeschichte eines leichtsinnigen Mannes zusammen, der nie an etwas anders als an den Genuß des Augenblickes gedacht hatte. Ich will das Leben genießen, war seine gewöhnliche Rede. Hol der Henker die Sorgen! Lieber eine Kugel im Hirn als eine Grille! — Diesem Grundsatze gemäß lebte er. Vom Glücke begünstigt, hätte er ohne Mühe reich und unabhängig werden können; aber in dem Verhältnisse, in welchem seine Mittel wuchsen, wuchs auch seine Genußgier. Eine Heirath mit einem liebenswürdigen und nicht unbegüterten Mädchen schien sein Glück zu krönen; aber die junge Frau war nicht weniger leichtsinnig als er, und da er sie leidenschaftlich liebte, sann er auf nichts anders als ihr Vergnügen zu machen. Das Glück wurde jetzt seiner Gunst müde und wendete sich zu Andern. Sein Credit sank schnell. Die Gläubiger wachten auf; er sah dem Augenblicke entgegen, der ihn seiner Freyheit und der Mittel des Genusses berauben sollte. Dieser Gedanke war ihm unerträglich, und es war nur allzuwahrscheinlich, daß er den furchtbaren Entschluß mit demselben Leichtsinne

gefaßt und ausgeführt hatte, der sein ganzes Leben bezeichnete. Darinn stimmten Alle überein, daß er ein guter Mann gewesen — was man eben unter lebenslustigen Leuten einen guten Mann nennt — ohne Grundsätze, aber immer heiter, voll lustiger Einfälle, nichts weniger als eigennützig, aber auch ohne große Bedenklichkeiten, wenn es darauf ankam einen guten Gewinn zu machen. —

Der Mann war ein Philosoph, sagte der Reisediener. Er hat das Leben genossen, so lange es ging; das war nicht dumm. Aber das Ende war dumm. Möchte er doch die harte Pille verschluckt haben, wenn er es nicht lassen konnte. Aber die junge, allerliebste Frau! — Sie hätte ja zehn Männer für Einen gefunden. —

Die Studenten fingen nun auch an nach ihrer Weise über die Geschichte zu philosophiren; aber auch bey ihnen kam zuletzt Alles auf den stehenden Grundsatz der neusten Lebensphilosophie hinaus, der sich mir an diesem Einen Tage schon in so mannichfaltiger Gestalt aufgedrängt hatte. Ich entfernte mich schnell, und hatte für den Rest des Tages ein Thema zum Nachdenken, das sich nicht leicht erschöpfen ließ.

3.

Unter den Gesetzen, die ich mir frühzeitig in Beziehung auf mein Alter vorgeschrieben habe, ist das „nicht jung seyn zu wollen, wenn ich alt wäre,“ nicht das letzte. Jedes Alter hat einen ihm angemessenen Character, und wer die verschiedenen Grenzen vermischt, macht sich wenigstens lächerlich, und gewiß immer um so mehr, je mehr Verstand und gesetzten Sinn man ihm zutrauen darf. Ein altkluger Knabe ist lächerlich; aber ein Greis, der den Jüngling spielt, wird von Glück zu sagen haben, wenn er der Verachtung entgeht. Ich habe Greise gekannt, die immer den Grundsatz im Munde führten, „Man muß nur nicht alt thun“, und damit meinten den Tod hinter das Licht zu führen. In der Ausführung gestaltete sich dann jener Grundsatz so, als ob er hieße „ein alter Mann muß jung thun“, und damit war aller

Geckerey und oft noch weit schlimmern Dingen Thor und Riegel geöffnet. In der Kleidung hielten sie mit der neusten Mode Schritt, oder eilten ihr noch zuvor. Sie schwärmten mit jungen Leuten, tanzten und tranken mit ihnen, und schwammen nicht sowohl mit dem Strom, als sie sich ungeschickt genug von ihm fortreißen ließen. Das Allerwidrigste aber war, wenn sie auch in leichtfertigen Reden mit der Jugend wetteiferten, und mit zahnlosem Munde freche Scherze stammelten. Leider ist Alles das sehr gemein, und man begegnet nicht seltner so jungen Greisen, als man abgelebten Jünglingen begegnet.

Was das Alter für manchen unvermeidlichen Verlust reichlich entschädigt, ist die Achtung, auf die es ein Recht hat. Dieses Rechtes begibt sich der Geck für seine Person, und bringt, so viel an ihm liegt, das Alter selbst in Miscredit. Immer möchte man einem Solchen fragen, warum er denn zu den Gebrechen des Alters ihm auch die Thorheiten der Jugend aufbürde, gegen die ihm die Natur eine Schutzwehr verliehen, und warum er die Privilegien zerreiße, die graues Haar auf einem weisen Haupte ertheilt. In einer Stadt der Schweiz zeigte man mir einen Mann dieser

Art, den sein Alter nicht abgehalten hatte, ein Mädchen zu unterhalten, das er täglich besuchte. Seine Frau hatte alles aufgeboten, um ihn zur Vernunft zurückzubringen; da aber Bitten und Vorstellungen umsonst waren, stellte sie eine Anzahl von Bettlern auf seinen Weg, die, als er zu seiner Geliebten ging, ihn anriefen: O mein guter, gnädiger alter Herr, haben Sie Mitleiden mit mir! — Bey Ihren grauen Haaren beschwör' ich Sie, schenken Sie mir Etwas! — Möge Ihnen Gott die wenigen Schritte erleichtern, die Sie noch zum Grabe zu thun haben! — Und die, denen er Etwas gab, schrien mit lauter Stimme: Gott vergelt es Ihnen an Ihren Enkeln und Urenkeln! — Tausend Segen auf Ihr graues Haupt! und dergleichen Ausrufungen mehr, die, von einer Menge von Menschen gehört und belacht, ihn zum Gespötte der Stadt gemacht hatten.

Etwas Aehnliches trug sich während meines Aufenthaltes in Paris zu. Ein alter Geck hatte sich in die Gesellschaft junger Leute gedrängt. Sie ertrugen ihn eine Zeitlang; aber wie sehr er sich auch bemühte, ihnen gleich zu kommen, so wurde er ihnen doch bald zur Last, und sie beschlossen sich seiner zu entledigen. Denn das Alter mag sich so leicht und leichtfertig machen als es will,

immer bleibt es unbehülflich, und steht mit seiner Schwerfälligkeit der Jugend im Wege. Eines Tages, wo die lustige Gesellschaft bey einem Restaurateur gegessen und sich noch lustiger getrunken hatte, fingen sie an ihren Scherz mit dem alten Herrn zu treiben, und ihren Witz gegen ihn sprühen zu lassen. Anfangs antwortete er in gleichem Ton; aber da die Menge seiner Gegner, die eine Wolke von Pfeilen auf ihn abschossen, seine Kraft schnell erschöpft hatte, sagte er: Ziemt es sich auch für so junge Herrn, einem Manne von meinen Jahren so mitzuspielen?

Dieses unglückliche Wort gab die Losung zu noch schlimmern Hohn. Mit dem Ausdrucke des größten Erstaunens sahen die jungen Leute sich an. Wie? rief einer, sollte der Herr hier alt seyn? — Unmöglich, sagte ein Andrer; er hat uns zum Besten. Lebt er nicht Tag für Tag mit der blühendsten Jugend? Besucht er nicht die leichtfertigsten Schauspielerinnen und Tänzerinnen der Oper? Würde das ein respectabler Mann thun, wie er jetzt seyn will? — Und sieh doch, sagte ein Dritter, ist wohl diese Tracht, die eines Greises? Ist sie nicht noch jugendlicher als die unsrige? Ein jüngerer Bruder von uns könnt' er eher seyn, als unser Vater. — Jedes dieser Worte steigerte

den Muthwillen. — Einer fuhr mit der Hand über seiner blonden, zierlich gelockten Perücke weg, und fragte die Andern, ob wohl Narciß schönere Haare gehabt? — Ein Andrer rieb ihm mit dem Taschentuche die geschminkten Wangen, und fragte, das abgeriebene Roth vorzeigend, ob wohl die Rosen auf Medors Angesicht schöner geblüht hätten. — So trieben sie es noch eine Weile fort. Eine Menge von Menschen versammelte sich um sie her; das Gelächter war allgemein; und als endlich der verhöhnte Greis, von Zorn außer sich, den Weg zur Thür gefunden hatte, verfolgte ihn noch lange der Hohn der Zuschauer, die nicht unterließen, diese Geschichte augenblicklich auf allen Caffeehäusern und öffentlichen Orten zu erzählen, so daß sie einige Tage die ergötzliche Unterhaltung von ganz Paris war. —

Soll sich denn aber der Greis nur an seine Zeitgenossen halten? Soll er den Umgang der Jugend fliehn? Keineswegs. Aber er soll mit ihr leben als Greis. Dann wird ihn freylich die verderbte und entartete Jugend aus dem Wege gehn; aber die gutgeartete wird ihn aufsuchen. Nirgends ist ein Greis mehr an seiner Stelle als unter Kindern und jungen Leuten, denen er ein Bild und Ueberbleibsel des verflossenen Zeitalters

ist, dessen Sitten und Thaten sie aus seinem Munde gern vernehmen. Zwey Dinge sind ihm dazu nöthig, die auch außerdem ihren Werth haben: ein heiterer Sinn und eine würdige Denkungsart. Jener theilt sich seinem Gespräche mit, wie ein blauer Himmel alle Farben der Natur belebt; diese ist die Folie des erstern. Ich will nicht, daß der Greis das jüngere Geschlecht ohn' Unterlaß belehre; dieß ist nicht der Weg, auf dem er das Meiste nützen kann. Aber wenn er so denkt, wie es seinem Alter anständig ist, so werden, ohne daß er ermahnt und predigt, seine Erzählungen und Reden immer belehrend seyn, und eben dann am Meisten wirken, wenn sie am wenigsten diese Absicht zeigen. Es ist aber gewiß schon etwas werth, wenn das Alter die Funken seines Geistes, ehe sie ganz in der Asche verglühn, in die Gemüther des aufwachsenden Geschlechtes überträgt, und mit dem Ueberreste seines Athems zur Flamme anbläßt. Ich kenne kein erfreulicheres Geschäft, und, was wohl auch in Erwägung zu kommen verdient, keines, welches das Alter auf eine würdigere Weise verjüngt.

4.

Unter den Erinnerungen aus meiner Jugendzeit steht das Andenken eines Mannes vor mir, dessen Beyspiel durch den Gegensatz als Warnung lebhaft auf mich gewirkt hat. Er war ein Mann von Geist, mannichfaltigen Erfahrungen, gebildet durch den Umgang der großen Welt, zu welcher er selbst gehörte, und frey von allem, was er Vorurtheile nannte. Vorurtheil aber hieß ihm nicht das, was wir Andern in unserer Sphäre so nennen, und als Gebrechen der Menschheit betrachten, sondern vielmehr das, worein wir unser Glück und unsre Zufriedenheit setzen. Also nichts von Glauben, nichts von Religion, und auch von Sitten nur so viel, als eben nöthig scheint, um das Band der Gesellschaft zusammenzuhalten, und auch dieses mit bedeutenden Ausnahmen für die große und vornehme Welt. Als ich zu ihm gerufen wurde, um ihm einen medicinischen Rath zu ertheilen, stand er schon in einem hohen Alter und verließ selten sein Bett; aber um sein Bett versammelte er täglich eine Gesellschaft von jungen

Officieren und Hofleuten, die ihn mit Erzählungen ihrer lustigen Streiche und verliebten Abentheuer unterhalten mußten. Während der kurzen Zeit, in der er sich meines Beystandes bediente, theilte er mir gelegentlich den Umfang dessen mit, was er seine Philosophie nannte, wovon der Haupt- und Mittel-Punkt war, daß der Tod allem menschlichen Seyn ein Ende mache; daß man also erstlich suchen müsse, das Leben auf alle Weise zu verlängern; zweytens, daß man es so gut als nur immer möglich genießen müsse. Dieses Thema variirte er ohn' Unterlaß, und wer nicht in seinen Ton einfiel, den verachtete er. — Gibt es denn, sagte er eines Tages, gar kein Beyspiel eines Menschen, der nicht gestorben wäre? — Warum nicht, Excellenz? antwortete ich. Henoch, Elias. — Ach, sagte er, das ist der, der in dem feurigen Wagen gen Himmel gefahren ist, und um seinen Mantel zu schonen, ihn herunter warf. Quelles bêtises! Nein, mit diesen alten Weibermährchen ist mir nicht gedient. Nennen Sie mir aber Einen beglaubigten Fall, und dann will ich mich überreden, daß ich der zweyte seyn könnte. — Ich zuckte die Achseln. Den ewigen Juden, sagte ich lächelnd, werden Sie auch nicht zu den beglaubigten Fällen rechnen. — O von dem hab' ich

sprechen hören, erwiederte er mit erhöhter Theilnahme. Da ich als ein junger Mensch in München war, erzählte man mir, daß sechs oder acht Jahre vorher der ewige Jude dort angekommen, und von einer großen Menge von Menschen gesehn und gesprochen worden. In die Stadt ließ man ihn nicht, aber auf einem benachbarten Berge sah er ein Crucifix mit großer Bewunderung an, und versicherte, daß es eine sprechende Aehnlichkeit mit dem Originale habe. Die Leute liefen nun dem Betrüger zu und kauften ihm seine Perlen und Edelsteine ab. Seitdem hab' ich nicht wieder von diesem Phänomene sprechen hören, das außerdem gar wohl Aufmerksamkeit verdienen würde.

Auch der Graf Saint-Germain, fuhr ich fort, rühmt sich unsterblich zu seyn.

Ich weiß es, antwortete der Kranke, und und es ist sehr wahrscheinlich, daß er geheime Kenntnisse der seltensten Art besitzt. Aber damit ist noch immer nicht erwiesen, daß er unsterblich ist.

Ich antwortete: Ich und unzählige Menschen behaupten auch unsterblich zu seyn, nur auf eine etwas andere Weise als Ihr Excellenz wollen. Sie verlangen Befreyung vom Tode, der unter vielen Umständen eine Wohlthat ist; wir erwarten

Befreyung von der Bürde des irdischen Lebens, um dann ein freyeres und glücklicheres Leben anzufangen. —

Oh fi fi donc, antwortete der Kranke mit einem Gesichte, in welchem sich Spott und Verdruß mischten; Sie sprechen wie ein Pfarrer, nicht wie ein Arzt. Wenn Befreyung vom Leben eine Wohlthat ist, so hat der Scharfrichter größere Ansprüche auf unsre Dankbarkeit als der Arzt. Doch ich besinne mich, die Kunst der Aerzte ist ja eigentlich die Kunst, die Menschen nach einer gelehrten Methode aus der Welt zu schaffen. —

Mit diesem Sarcasmus entließ er mich, und ich wurde nicht wieder zu ihm gerufen. Er sagte von mir, wie man mir wieder erzählt hat: Der junge Mensch wäre gut, wenn er sich von dem Aberglauben an seinen Katechismus losmachen könnte.

Mit allem seinen stolzen Unglauben war dieser Mann in beständiger Unruhe. Während er mit Einem Auge nach den Freuden der Welt schielte, beobachtete er mit dem andern den Zustand seiner Gesundheit, und belauerte jedes Anzeichen, das Besorgniß erregte. Trat etwas der Art ein, so hatte das Fragen kein Ende; und so unglaubig er

in Rücksicht auf die Kraft der Arzneikunst war, so unermüdlich war er doch die Aerzte zu plagen und ihre Kunst in Anspruch zu nehmen. Immer stand ihm das grinzende Gespenst des Todes vor Augen, und vergiftete, wie die Harpyien, jeden Genuß seines Alters mit seinem kalten giftigen Hauch. Er hatte sich überredet, daß das Grab seinen ganzen Ueberrest in sich aufnehmen, und jeden Funken des Bewußtseyns in ewiger Nacht auslöschen würde; aber dieser Glaube ruhte auf dem lockern Grunde eines Wunsches, dem ohn' Unterlaß die unabweislichen Ansprüche, die der Geist auf Unsterblichkeit macht, entgegen traten. Die Thaten seines Lebens waren auf das Nicht-Seyn berechnet gewesen; aber wie? wenn der Tod nur ein tiefrer Schlaf wäre, nach dessen Vollendung das Seyn sich in einer andern Gestalt fortsetzte? Die Angst, mit der ihn dieser Gedanke verfolgte, verrieth sich bald in der Heftigkeit, mit der er gegen den Glauben an die Fortdauer sprach, bald in dem Hohne, womit er den Zweifel zu bannen hoffe; überhaupt aber in dem Eifer, womit er immer auf diesen Gegenstand zurück kam. Was half es ihm? Immer spottete der feindliche Zweifel seines Zorns und seiner Bannsprüche, legte sich mit ihm nieder und stand mit ihm auf, und war wie ein schlimmer

Plagegeist immer am ersten bey der Hand, wenn er ihn am wenigsten erwartete.

5.

Mein Leben ist nicht ein Wandeln auf ebnem und gebahntem Wege, über zarten Rasen und weiche Blumen gewesen — ein solcher Traum von arcadischer Seligkeit mit lauter Sonnenschein und Frühlingstagen ist noch keinem Sterblichen zum Antheil gefallen, und möchte auch keinem heilsam seyn — ich habe Mühen aller Art erduldet; Krankheit und Schmerzen haben mich heim gesucht; mehr als Einmal hat der Engel des Todes an meinem Lager gestanden, und ich habe seine kalte Hand an meinem Herzen gefühlt; er hat mir Gattinn, Kinder und Freunde entführt; mein Herz ist zerrissen gewesen von allen Wunden, die zerstörte Freuden und getäuschte Hofnungen schlagen können; aber dennoch würde ich mich des größten Frevels schuldig machen, wenn ich über mein Loos, oder über das Loos der Menschheit überhaupt klagen wollte. Wenn in Trauer versenkt meine Seele von tiefer Nacht umgeben war;

wenn ich schon fürchtete in Sturm und Wellen unterzugehen; wenn mich Alles zu verlassen schien, und mit der Hülfe der Welt auch das Vertrauen auf meine eigne Kraft verschwunden war; so hat mich doch nie das Vertrauen auf das ewige Licht verlassen, das alle Finsterniß durchbricht, und die grausenvollste Nacht mit der Hofnung eines heitern Morgens endet. Hierdurch hab' ich über Vieles obgesiegt, was unüberwindlich schien; und nie hat mich das Unglück zu Boden geworfen, ohne daß mich der Glaube an die göttliche Hülfe zu größerer Freudigkeit aufgeweckt hätte. Wie nach einem Ungewitter das Land schöner blüht, so gewannen dann auch in meinen Augen die erstorbenen Farben des Lebens einen höhern Glanz, indem eine Ahnung der Herrlichkeit des künftigen Lebens durch meine Thränen aus den Tiefen des Gemüths sich erhob. Ich bin nicht der Meinung, daß diese Erde ein Thal des Jammers sey, ob es schon dem Verwundeten und Leidenden so scheint; aber davon mein' ich überzeugt zu seyn, daß, wie der Winter dem Lenze den Weg bereitet, so auch die innige Freude, die tiefe Liebe, die reiche Hofnung — alle diese Kinder des Paradieses und Boten eines höhern Lebens — nur in einem Boden wurzeln, den Schmerz und Thränen erweicht und bereitet haben.

In mehr als einer Beziehung ist es wahr, was die Schrift sagt: Es ist besser einzugehn in das Haus der Trauer, als in das Haus der Freude; und wenn wir aus dem Hause der Freude oft nur Ermüdung und erschlaffenden Mismuth hinwegbringen, so weckt die Trauer die menschlichen Gefühle der Theilnahme und einer uneigennützigen Liebe, und führt auf das, worauf alle Weisheit ruht, auf die rechte Schätzung der hinfälligen Güter und der schnell verwelkenden Blüthen des Lebens. Ich habe, in meinen verschiedenen Verhältnissen, mehr als Einmal an dem Sterbebette des Reichen und Mächtigen gestanden. Ich habe gesehn, wie Mancher alle sein Gold und seine ganze Herrlichkeit für wenige Stunden erquickenden Schlafes gegeben hätte; wie ein Anderer auf den Dornen seines Lagers, von Trost und Hofnung verlassen, den Tod — vormals sein Schreckbild — jetzt als den letzten und einzigen Tröster jammernd um Erbarmung rief. Ich habe Andere gesehn, die sich mit der letzten Kraft ihrer Gedanken und Wünsche an das fliehende Leben anklammerten, Einige, weil ihr Herz einzig an seinen Gütern hing, Andre, weil sie in dem unbekannten Lande, an dessen Pforte sie standen, nur Furcht und Schrecknisse für sich erwarteten. Dieses quälende Schauspiel

einer fruchtlosen Reue, oder dieses feigen Jammerns um einen Tropfen von Leben, wovon ich mehr als Einmal Zeuge gewesen bin, hat immer einen tiefen und langdauernden Eindruck bey mir zurückgelassen, und mich in dem Vorsatze befestigt, mir den Tod immer nah zu denken. Durch diese Uebung bin ich auf gewisse Weise mit ihm befreundet worden; und ich setze sie fort, so wie ich im Alter vorschreite. Denn es ist nur gar zu gewöhnlich, daß die, welche in jugendlicher Schwärmerey dem Tode getrotzt oder ihn wohl gewünscht haben, im Alter vor ihm erbebten. Und was möchte ein Muth helfen, der fern vom Feinde glüht, und da, wo es Sieg gilt, erlischt? Es ist aber keineswegs die Gewöhnung an einen schrecklichen Gedanken, die zur Beruhigung hinreicht; und sie wird selbst nicht von Dauer seyn, wenn ihr nicht ein tieferer Grund und haltbare Stützen gegeben werden. Diese Stützen finden sich Gottlob. Die Hofnung eines bessern Lebens, die Erledigung von der Gebrechlichkeit einer sündhaften Natur, die Erwartung des Lichtes in den dunkeln Räumen unsrer Erkenntniß, die Nähe der göttlichen Liebe — alle diese Gedanken, die Religion und Vernunft täglich in uns aufruft, zerstreuen das Dunkel, das über dem Grabe liegt,

und können auch in seiner Nähe dem Gemüthe Heiterkeit und Ruhe erhalten. Ich muß noch Eines erwähnen. Der Tod hat viele meiner Freunde und die ich am meisten geliebt, in seine Arme genommen, und vor mir in die Gefilde der Ruhe getragen. Sie sind mir nicht entrissen; und wie mich ihre Gestalten oft in einsamen Stunden besuchen, und meine Träume erheitern, so hoffe ich, daß sie auch in der letzten Stunde den Engel begleiten werden, der mich von dannen ruft. Wie ich aber hoffe, daß mich diese Geliebten erwarten, um mich in ihren Kreis aufzunehmen, so werde ich hin wiederum nach meinem Abscheiden auf die Ankunft derer harren, die ich hinter mir zurücklassen werde. Der Zwischenraum der Zeit kann nicht groß seyn.

6.

Einer der weisen Alten hat gesagt: Nur dasjenige Alter könne auf Beyfall rechnen, das auf den Grund einer wohldurchlebten Jugend gebaut sey; und ein Anderer: Die Jugend, wie das Alter, habe nur Ein Thema; und es sey schwer, daß ein Leben harmonisch ausgehe, das ohne Tact und Harmonie angefangen habe. —

Ein schlechter Wein wird durch das Alter nicht gut, und ein Mensch, der in der Zeit seiner Kraft genußgierig, unmäßig, selbstsüchtig und anmaaßend gewesen ist, wird sicher als Greis nicht enthaltsam und bescheiden werden. Ein Geschwür, das die Jugend nicht hat heilen können, wird im Alter zu einem fressenden Krebs; und manche Fehler, denen die Jugend einen Freypaß gibt, ja, die vielleicht für liebenswürdig gelten, werden im Alter widerwärtig. Ein Rosenbusch ist, wenn die Blüthen abgefallen sind, nur ein Dornstrauch; ein guter Baum aber trägt auch im Alter noch Früchte.

* * *

7.

Die Selbstsucht ist einem Getränke gleich, das nicht ausgegohren hat; je älter es wird, desto häßlicher ist der Bodensatz, den es zurückläßt. Wer in der Jugend nur sich liebt, kömmt im Alter bald dahin, die ganze Welt zu hassen. Er sieht mit Neid auf das jüngere Geschlecht, das sich in Freuden berauscht, die ihm versagt sind; und mit Misgunst auf diejenigen, die er für die Erben seines Ansehns und Einflusses, seiner Titel und seines Vermögens hält. Die Abneigung regierender Häupter gegen ihre wahrscheinlichen Thronerben ist eine ganz gewöhnliche Erscheinung; aber auch in untergeordnete Verhältnisse schleicht sich dieselbe Gesinnung ein. Der Herzog von Richelieu lebte mit seinem Sohne, dem Herzoge von Fronsac in schlechtem Vernehmen; denn er wußte, oder glaubte, daß der Sohn höchst ungeduldig auf seinen Tod, seine Reichthümer und Titel warte. Einstmals liegt der Herzog von Fronsac an einer langwierigen

Krankheit darnieder. Der Vater besucht ihn, fragt sorgfältig nach seinem Befinden, und hört die Klagen des Sohns über große Entkräftung und Hinfälligkeit, wie es scheint, mit Theilnahme an. Nachdem er sich aber hinlänglich unterrichtet hat, geht er vor den Augen des Kranken tanzend im Zimmer auf und ab; schassirt, pirouettirt, und zeigt in allen seinen Bewegungen die Elasticität eines Körpers, der trotz seines Alters noch weit entfernt ist, seinen Platz zu verlassen und ihn seinem Sohne einzuräumen. — Nach dieser Demonstration entfernt er sich mit einem Triumphe, den er nicht verbirgt. — Solche Gesinnungen brütet die Selbstsucht im Alter aus.

Die Geschlechte der Menschen, sagt ein alter Dichter, sind den Geschlechtern der Blätter gleich. Jährlich leert der Winter den Schmuck der Bäume ab; und jährlich schüttet der Frühling sein Füllhorn von neuem über sie aus. So steigt auch das Leben der Menschen ohn' Unterlaß wie der Phönix aus seiner Asche auf. Wir haben uns der Güter des Lebens erfreut; warum sollen wir dem jüngern Geschlechte einen Besitz misgönnen, den wir nicht mehr behaupten können? Wenn das Grab unsre Ansprüche geschlossen hat, und der Trauergesang verhallt ist, so haben wir kein Recht zu schmollen,

wenn nahe und ferne Erben, so gut sie können, sich unsers Nachlasses bemächtigen.

Während des Winters, wo ich mich in Paris aufhielt, trug es sich zu, daß eine Anzahl kleiner Knaben auf dem Eise der Seine gleiteten. Ein kleiner Pastetenjunge war an ihrer Spitze, und mit dem angefüllten Korbe auf dem Kopf that er es Allen an Behendigkeit zuvor. Unglücklicher Weise kömmt er auf eine schwache Stelle. Das Eis bricht ein; der Strom reißt ihn mit sich fort; aber der breite Korb erhält sich über der engen Oefnung, die den armen Knaben verschlungen hat. Die übrigen erheben ein lautes Geschrey; Rettung zu versuchen ist unmöglich. Der nachgelassene Korb tröstet sie, und augenblicklich ist er von der schwärmenden Schaar geplündert.

Dieß ist das Bild des Lebens und der menschlichen Gesellschaft.

8.

Die romantischen Dichter erzählen von einer Quelle der Jugend (Fontaine de la Jouvance), die dem, der sich darinne badete, augenblicklich alle Gebrechen des Alters hinwegnahm. Der Weg zu dieser Quelle ist verlohren gegangen; oder sie ist vielleicht versiegt, nachdem sie, in tausend und aber tausend Arme vertheilt, den unzähligen Heilquellen der Erde ihre Kraft mitgetheilt hat. Die Wirkung ist denn nun auch dieser geschwächten Kraft angemessen; und während der alte Wunderbrunnen den abgelebten und gebückten Greis in einen blühenden Jüngling umwandelte, mag er sich jetzt glücklich preisen, wenn die heißen oder kalten Fluthen unsrer Gesundbrunnen von den tausend Gebrechlichkeiten des Alters nur die eine oder die andere hinweg nehmen, und die übrigen in ihrem zerstörenden Laufe hemmen.

Ich für meine Person bin immer der Meinung gewesen, daß die Verjüngung des Geistes

ein wichtigeres Geschäft für den Greis sey, als das mühselige Altflicken an seinem Leibe. Ich habe schon hin und wieder von den Mitteln gesprochen, deren ich mich dabei zu bedienen pflege. Hier will ich noch einige anführen.

Das Verlangen nach Ruhe liegt tief in der menschlichen Natur. Wie thätig Einer auch sey, des Schlafes kann er sich nicht erwehren, und es wird wenige Menschen geben, die sich nicht darauf freuen. Es ist daher auch etwas ganz Gewöhnliches, daß Leute, die weniger Ehrgeiz als Hang zur Bequemlichkeit haben, sich, wie sie es zu nennen pflegen, zur Ruhe setzen, und ihre Geschäfte aufgeben. Es kann Fälle geben, wo der Geist hierbey gewinnt; aber nur allzuoft ist die Ruhe, der sie sich nun erfreuen, ein süßes Gift, das sich betäubend durch die Adern ergießt, und die Ohnmacht des Alters schneller herbeyführt. Dieß ist ein Uebel, welches schwer zu vermeiden ist; ein anderes hängt damit zusammen, daß sie mürrisch werden. Der Rost hängt sich schnell an ein Werkzeug, das man nicht braucht; und in einem Hause, das Niemand bewohnt, wuchert der zerstörende Holzschwamm mit größerer Wuth. So wie der größte Theil unserer Erziehung gegen das Erbübel der Trägheit gerich-

tet seyn muß, und es keine Zeit gibt, wo man glauben darf genug gethan zu haben, um sich dieser Sirene mit gutem Gewissen in die Arme zu werfen; so muß auch das Alter diese Selbsterziehung fortsetzen, um jener Feindin alles Guten, die sich jetzt mehr als je zudrängt, den Zugang zu sperren. Ein Theil unsrer Thätigkeit hängt an unserm Körper, und sie stirbt ab, so wie das Feuer in unsern Adern erlischt; aber wie wir unsere Häuser nicht der Kälte des Winters Preiß geben, wenn die Wärme des Sommers gewichen ist, so müssen wir auch der Abnahme der körperlichen Reizmittel, der nun einmal nicht abzuhelfen ist, durch andere entgegensetzen. Wer täglich Etwas einbüßt, und nichts erwirbt, der mag so reich seyn, wie er will, er wird doch bald den Boden seiner Habe sehn; das Alter aber nimmt uns täglich Etwas; wir müssen also darauf denken, den erlittenen Verlust täglich wieder gut zu machen. Solon war schon achtzig Jahre alt, als er immer noch fortfuhr zu lernen, und Cato war ein Greis, als er sich mit Heishunger auf die griechischen Wissenschaften warf. Diesen Beispielen muß man nachahmen, und nie glauben, man sey zu alt, um dem Geiste neue Ideen zuzuführen. Das Alter

hat einen vorherrschenden Hang zum Geiz; und dieser Hang, der nur eine große Verkehrtheit ist, wenn er sich auf das Sammeln von Schätzen richtet, kann, wie jeder natürliche Hang, durch einen verständigen Willen zum Guten gelenkt werden. Ich freue mich jedesmal, wenn ich höre, daß ein alter Mann mit irgend einem wissenschaftlichen Zwecke sammelt, Insecten und Conchylien, Münzen, Kupferstiche, seltene Bücher oder was sonst dergleichen; denn ich weiß gewiß, daß es ihm bey einer solchen Neigung nie an einer anständigen Beschäftigung und mannichfaltigen Freuden fehlen kann. Indessen setzen Sammlungen, wie ich oben erwähnt habe, gewisse Verhältnisse voraus, die nicht in der Gewalt eines jeden Menschen sind; aber Kenntnisse sammeln, sein Wissen vermehren, seine geistigen Kräfte üben, das kann Jeder, und er kann es nicht bloß heute, sondern morgen und zu jeder Zeit. So wie es keinen gewisseren Weg zum Verdruß und zu übler Laune gibt, als ein müßiges Brüten über nichts — was leider die Beschäftigung vieler Menschen ist — so gibt es kein gewisseres Mittel zur Erhaltung eines heiteren Sinnes, als wenn man die Aufmerksamkeit bei einem Gegenstande von wissen-

schaftlichem Interesse fest zu halten weiß. Um Freude an seinen Kräften zu haben, muß man ihrer bewußt seyn: dieses Bewußtseyn aber erlangt man nur durch Anstrengung. Da aber eine fortgesetzte Anstrengung dem Alter schwer fällt, und die Aufmerksamkeit leichter erschlafft, so muß man sich durch Wechsel der Beschäftigungen zu Hülfe kommen. Es ist schon Etwas, mit Lesen und Schreiben zu wechseln, und ich rathe allen bejahrten Leuten aus einer bewährten Erfahrung, sich beym Lesen der Feder fleißig zu gebrauchen, und keinen Tag vergehn zu lassen, ohne zu schreiben; aber es ist auch nicht übel, die Beschäftigungen, welche den Geist anspannen, mit solchen zu mischen, die etwas Mechanisches an sich haben. Doch wird sich hierbey Jeder selbst die beste Methode erfinden, sobald er nur erkennt, was ihm heilsam ist. Nichts in der Welt aber kann ihm heilsamer seyn, als eine ernsthafte Beschäftigung, denn nur diese schärft den Geist, während ein schlaffes Tändeln die Zeit verzehrt, und mit ihr den frohen Muth. Glücklich der Mann, der sich früh hieran gewöhnt hat, und nur die erworbene Gewohnheit zu erhalten braucht. Newton vergaß Hunger und Durst bey der Arbeit, und Ennius

bekämpfte die Schmerzen des Podagra durch Poesie *). Man braucht aber nicht gerade ein Newton oder Ennius zu seyn, um dieselbe Erfahrung zu machen. Ein Greis, den der Tod bey der Arbeit findet, ist schwerlich je dem Unmuth zur Beute gefallen; und es ist Jedem zu rathen, wie alt er sey, sich eine Arbeit von einiger Länge vorzusetzen, selbst mit Gefahr für einen Thoren gehalten zu werden. Auch dieß ist dem Hange zum Sparen angemessen; zum Sparen der Zeit, die wohl das Kostbarste ist, was man in jedem Alter besitzt. Der Müssigang ist zu keiner Zeit lobenswerth; aber wenn die Jugend ihre Zeit verschwendet, so hat sie doch wenigstens einen Schein der Entschuldigung in der langen

*) Jedermann kennt die Geschichte des Archimedes und seinen Tod bey der Einnahme von Syracus. In das Problem vertieft, mit dem er beschäftigt war, ahnete er nichts von der Gefahr, die ihn umgab. So auch Karl der Zwölfte von Schweden. Während einer Belagerung dictirt er seinem Schreiber einen Brief von Wichtigkeit. Eine Bombe fällt auf das Haus, und bey dem Getöse entfällt der Hand des bestürzten Schreibers die Feder. — Nun was gibt's? fragt der König. — Ach, die Bombe, Ihr Majestät! — Nun was hat denn die Bombe mit meinem Briefe zu schaffen? Schreib er weiter.

Laufbahn, die sie noch vor sich zu haben hofft. Aber was kann das Alter für den Müssigang anführen?

9.

In der Sammlung meiner Bücher befindet sich etwa ein Dutzend solcher, die ich in früherer Zeit mit vorzüglicher Aufmerksamkeit gelesen, wieder gelesen und mit Bemerkungen mancher Art ausgestattet habe. Diese kleine Anzahl meiner auserwählten stillen Freunde, die ich immer von Zeit zu Zeit mit einem neuen Gesellschafter vermehrt habe, lade ich immer von neuem zu mir ein, und lasse mir von ihnen nicht nur ihre Gedanken wiederholen, sondern auch die meinigen. Es ist unglaublich, welchen Reiz diese Wiederholungen für einen alten Mann haben, der ja doch immer mehr in der Vergangenheit lebt, als in der Gegenwart; wie sie die Abnahme des Gedächtnisses hindern, indem sie gleichsam den Pflug über die flach werdenden Furchen ziehn, und den abdorrenden Stamm der Gedanken von neuem

befruchten! Nicht wenig hat es mich auch erfreut zu erfahren, daß Friedrich der Zweite denselben Gebrauch hatte, und durch das wiederholte Lesen befreundeter Bücher seinen Geist jung erhielt.

10

Wer nur für die Gegenwart lebt, und diese ausgenießen will, muß sich unabhängig zu machen wissen. Jedes Band, jede Rücksicht auf Andre ist ein Hinderniß des vollen Genusses, wenn sie auch nur die Besorgniß eines Hindernisses erregt. Daher enthält denn auch der Vorsatz, die Gegenwart zu genießen, den Grundsatz der ausgedehntesten Selbstsucht, die sich mit Andern nur so weit verbindet, als sie Genuß davon hat, immer bereit, auch die engste Verbindung zu lösen, wann sie jenen Zweck nicht mehr erfüllt. Es ist daher kein Wunder, daß unser genußgieriges Zeitalter immer ärmer an den großen und tugend-

haften Verbindungen wird, die der Stolz der alten Zeiten waren, wo man mehr der Zukunft als der Gegenwart lebte. Beschränken sich nicht die Freundschaften unsrer Zeit — wenn man ja dieses Wort noch gebrauchen darf — auf das Zusammenseyn am Spieltische, an der Tafel, in der Loge oder sonst einem Versammlungs-Platze! Und wie oft folgt nicht der Trauung am Altar die Ehescheidung auf dem Fuße nach! indem oft der geringste Anstoß, oder die Aussicht auf größere Unabhängigkeit und reichern Genuß ein Band löst, das, auch ohne Rücksicht auf Religion, für das Glück und die Würde der menschlichen Gesellschaft das Allerheiligste ist.

11.

Eine Seereise mag noch so gut von Statten gehn, und das Schiff mag noch so gut mit allen Bedürfnissen zur Fahrt versehen seyn, so freut sich doch Jeder auf das Ausruhn an einem guten Ankerplatze. Ohne ein bestimmtes Ziel und gewisse Ruhepunkte wird die glücklichste Reise zur Qual. Es ist mit dem Leben eben so. Der frische Wind des Glücks reicht nicht zum Glücke hin. Dieses ist immer an die Hofnung geknüpft, und die Hofnung an den Hafen, wo wir einst ruhen sollen. Von einem Hafen zum andern aber führt uns die Zeit endlich dem letzten zu, und wer nur weiß, was er will, dem ist auch dieser erwünscht, ja, von Allen der erwünschteste.

12.

Unter die angenehmsten Erinnerungen meiner Jugend rechne ich den Umgang mit einer Freundin, die gewissermaßen eine Gespielin meiner Kindheit gewesen war. Wir liebten einander, wie sich Geschwister lieben, und ich hätte mich glücklich geschätzt, wenn sie die Gefährtin meines Lebens hätte werden wollen. Der Himmel hatte es anders beschieden, und als ich von meinen Reisen zurückkam, fand ich sie verheirathet. Dieses Ereigniß schmerzte mich anfänglich sehr, und ich wurde erst jetzt inne, daß meine Liebe tiefer gewurzelt war, als ich selbst geglaubt hatte. Es gelang mir indeß über meinen Schmerz Herr zu werden. Denn da ich mich immer mehr überzeugte, daß sie in ihrem neuen Stande vollkommen zufrieden war, und ich ihren Gatten als einen sehr verständigen, rechtschaffenen und wohlwollenden Mann kennen lernte, so würde ich geglaubt haben, mich der unverzeihlichsten Selbstsucht schuldig zu machen, wenn

ich hätte Misvergnügen darüber fühlen wollen, daß sie durch einen andern und nicht durch mich glücklich geworden war. Nachdem mich nun diese Ueberlegung und die Zeit wieder in das Gleichgewicht gebracht hatte, kam ich mit ihrem Manne in engere Verbindung, die allmählig zur Freundschaft erwuchs. Wir sahen uns oft, und da zu meiner Zeit in einem Hauswesen Alles noch gemeinschaftlich war, und die Männer nicht leicht einen Umgang pflogen, an dem sie nicht auch ihre Frauen Antheil nehmen ließen, so kam ich dadurch auch bald mit der Frau wieder auf den alten Fuß, und brachte, wenn meine Geschäfte beendigt waren, die Abende meistentheils in dieser Familie als ein ihr angehöriges Mitglied zu.

Sophie war eine gebildete Frau. Sie hatte nach der Weise jener Zeit eine gute Erziehung genossen, und besaß mannichfaltige Kenntnisse, aber noch mehr natürlichen Witz, Lebendigkeit des Geistes, einen sichern Charakter und das beste Herz von der Welt. Es gab keinen Gegenstand, der in den Gesichtskreis einer gebildeten Frau fallen kann, an dem sie nicht Antheil nahm; und da sich jeder Gedanke, den sie auffaßte, nach ächt weiblicher Weise bey ihr immer an ein Gefühl anschloß oder in ein Gefühl verwandelte, und alles

Abstracte sich ihr immer sogleich in der Gestalt einer Thatsache oder einer Begebenheit darstellte, so waren ihre Urtheile über die verwickeltesten Gegenstände des menschlichen Lebens oft auf eine überraschende Weise treffend, immer voll Eigenthümlichkeit, ohne im mindesten darauf Anspruch zu machen. Es war eine Freude sich ihr mitzutheilen, da sie immer mit Aufmerksamkeit zuhörte — eine köstliche Eigenschaft, die man bey lebhaften Frauen nicht immer antrifft — das, was sie hörte, leicht auffaßte, und fremde Gedanken fast immer in einer bessern Gestalt wiedergab. Ja, es war nichts Seltenes, daß, wenn wir Männer unser Gespräch für uns hatten, und sie mit ganz andern Dingen beschäftigt schien, sie doch oft eben den Mittelpunkt der Untersuchung mit einem einzigen Worte bezeichnete, das sie ganz leicht und wie von ohngefähr dazwischen warf. Auch die ernstesten Gespräche floh sie nicht, und ich habe sie oft vor Freude erröthen sehen, wenn bey der Untersuchung höherer Gegenstände Jemand einen Gedanken aussprach, der ihre eignen Gedanken darüber aufhellte, ihre Zweifel lößte, oder sie sonst in der Tiefe ihres Herzens ergriff.

Es kam bald genug dahin, daß ich Besuchsweise fast in kein anderes Haus ging, als in

das ihrige, und kaum die Zeit erwarten konnte, wo meine Geschäfte mir verstatteten, mich an ihre Seite zu setzen. Da war es nun aber kein Wunder, daß die Stadt über dieses Verhältniß sehr verschieden urtheilte; manche die Achseln zuckten; andre lächelnd sich wunderten, daß der Mann bey unserer Freundschaft so gar kein Bedenken hätte. Nun mag es wohl seyn, daß unser früheres Verhältniß, die gegenseitige Neigung, die mit uns erwachsen war, und die zahlreichen Erinnerungen aus der frohen Jugendzeit, die in unsern Herzen schlummerten, das Interesse, das wir an einander nahmen, belebten; aber wir wußten davon nichts, so wenig als wir von den argen Vermuthungen der Welt ahneten; und weit entfernt, daß Sophiens Mann uns auf irgend eine Weise im Wege gewesen wäre, konnten wir ihn als dritten Mann gar nicht entbehren, um unser Gespräch im lebendigen Gange zu halten. Das, was uns an einander band, war etwas ganz anderes, als eine Liebe, die in den Augen wohnt; und Sophie war bey aller ihrer Lebhaftigkeit so ernst, daß mir auch nicht der Gedanke an eine Tändeley einkam. Daß unsre Gesinnungen in den wesentlichsten Dingen zusammenstimmten, und doch in

andern weniger wesentlichen sehr von einander abwichen, das erhielt unser Gespräch in beständigem Schwung, ohne je zu einer ernstlichen Entzweyung kommen zu können. Nie hab' ich sie verlassen, ohne meinen Geist lebhafter angeregt zu fühlen, entweder weil sie mein Nachdenken auf Gegenstände gerichtet hatte, die mir früher gleichgültig gewesen waren; oder weil mich ihr Widerspruch nöthigte, tiefer nach den Gründen meiner Behauptungen zu forschen, als ich wohl außerdem gethan hätte. Immer war es mir, als sey ich wirklich durch ihr Gespräch besser und verständiger geworden, indem sie, meist nur durch eine leise Zurechtweisung, oft durch eine Mine ihres ausdrucksvollen Gesichtes, ja, oft durch ein bedeutsames Schweigen mein Urtheil und meine Gefühle berichtigte. Was mir theuer und werth war, wurde es noch mehr durch ihre Beystimmung, und ihr Widerwille gegen alles Gemeine, Schlechte und Nichtswürdige bewahrte mich mehr als irgend etwas vor der indolenten Toleranz des Hassenswürdigen, die im Verkehr mit einer gemischten Gesellschaft sich nur allzuleicht des Herzens bemächtigt. Ich muß auch noch das bemerken, daß sie bey unsern oft sehr lebhaften Disputen den Gebrauch aller sophisti-

schen Mittel verschmähte, die der Witz so gern zum Nachtheil der Wahrheit misbraucht. Es war ihr aufrichtig nur um Wahrheit zu thun; so daß, wenn sie bemerkte, daß bey einem Streite die Rechthaberey den Vorsitz nahm, sie das Gespräch mit weiblicher Gewandheit auf einen andern Weg zu leiten wußte, bis das Gleichgewicht wieder gewonnen und die ruhige Stimmung wieder hergestellt war.

Diese trefliche Frau hatte das Unglück kurz nach ihrem fünften Wochenbette zu erblinden; ein Schicksal, das auch ihre Grosmutter, doch in einem weit höheren Alter, heimgesucht hatte. Sophiens Schmerz war groß; nachdem sie sich aber überzeugt hatte, daß das Uebel unheilbar sey, bot sie alle ihre Kraft auf, um über ihren Kummer obzusiegen. Ich war damals schon von ihr getrennt, und hatte sie seit mehrern Jahren nicht gesehn; doch standen wir in einem regelmäßigen Briefwechsel. Ueber ihr Unglück schrieb sie mir folgendermaaßen:

„In der Zeit, wo sich mein Erblinden durch heftige Schmerzen im Innern des Auges und durch periodische Verdunklungen ankündigte, die bald kürzer bald länger anhielten, war meine Angst oft so groß, daß ich zu verzweifeln fürch-

tete. Es war mir eben, als ob ich lebendig in mein Grab hinabsteigen müßte, und als ob die Stimmen des Lebens, die ich noch um mich her vernahm, mich höhnend erinnerten, daß ich bald nicht mehr zu ihnen gehören würde. Ich konnte während dieser Zeit nichts anders denken; Alles andere ließ mich gleichgültig; und zu der einen Angst über mein körperliches Befinden, gesellte sich jetzt eine zweyte, über die tödliche, Alles zerstörende Selbstsucht, die in mir überhand nahm. Ich gab mir Mühe mich zu beruhigen, aber ohne Erfolg; denn jeder neue Anfall, jeder vielleicht irrige Wahn von einem Zuwachse der Dunkelheit, warf mich von neuem in die Wellen, denen ich zu entfliehen bemüht war. Mit einer Begierde, die ich nicht beschreiben kann, haschte ich dann nach jedem Schimmer des Lichtes, und prüfte ohn' Unterlaß den größern oder geringern Grad seiner Wirkung auf mich; und da mir jeder dieser Versuche immer ein trostloseres Resultat gab, und ich täglich erwarten mußte, daß mir das Mittagslicht selbst zur Mitternacht werden würde, so quälte ich mich vom Morgen bis zum Abend, während meiner schlaflosen Nächte und in Träumen, und mein Herz zitterte nicht weniger als das Sonnen=

licht, das auf ein bewegtes Wasser fällt. Glücklicherweise — denn ach! ich muß die Entscheidung meines Schicksals ein Glück nennen, wie der Tod ein Glück ist, wenn er eine unheilbare Krankheit hebt — glücklicherweise dauerte dieser schreckliche Zustand nicht lange. Nie werde ich den 22. Mai vergessen — es war mein Hochzeittag, den ich jetzt zum neuntenmale feyern sollte; ach wie so anders als sonst! — Ich erwachte nach einem erquickenden Schlaf; ich öffnete die Augenlieder, und glaubte es müßte Mitternacht seyn. Alles war dunkel um mich her. Da schlug es auf der Thurmuhr sechs, und unmittelbar darauf an der Wanduhr. Ich fuhr erschreckt in meinem Bette auf, rieb mir die Augen, und richtete sie nach der Gegend des Fensters. Ueberall dieselbe undurchdringliche Finsterniß. Betrübt sank ich auf mein Kissen zurück; ich konnte weder athmen, noch weinen; ein unbeschreiblicher Krampf der Angst fesselte mein Inneres, und es war mir, als hätten sie mich im Sarge unter die Erde versenkt, ohne daß ich vermögend wäre ein Zeichen des Lebens von mir zu geben. Da kamen die Kinder an mein Bett, sagten mir guten Morgen und küßten mich. Ich riß eines nach dem andern an meine

Brust, und da sie alle mich wetteifernd liebkoßten, und ich ihre Küsse und ihre kleinen Hände unterschied, und zu mir sagen konnte, das ist Mathilde, das, Malchen, und dieser hier Heinrich — da lößte sich zuerst jener schreckliche Kampf zum Schmerz auf; ich konnte weinen, und in diesen Thränen — den ersten, die ich seit langer Zeit vergießen konnte — fand ich meinen ersten Trost. —

Der Schmerz meines Mannes, fährt sie fort, war vielleicht nicht geringer als der Meinige. Schonend verbarg er ihn; aber aus seinen Tröstungen selbst brach er hervor, und der Ton seiner Stimme verrieth mir, was ich in seinen Minen nicht lesen konnte. Diese Bemerkung blieb nicht ohne Erfolg. Sie war es vielleicht, die mich zuerst aufforderte, alle meine Kräfte aufzubieten, um meine Ruhe wieder zu gewinnen, das Gemüth meines Mannes nicht immer von neuem und immer tiefer zu verwunden, und zu der Erfüllung meiner Pflichten zurückzukehren. Das Beyspiel meiner Grosmutter war mir dabey von großem Nutzen. Ich rief mir das Bild der frohen Tage zurück, die ich als Kind in ihrer Nähe genossen hatte, und ich bemerkte erst jetzt, daß der stille und heitre Sinn, den sie in ihrem

Unglücke nie verleugnete, und den ich sonst als eine glückliche Gabe der Natur bewundert hatte, wohl die Wirkung ihrer Ergebenheit in den göttlichen Willen gewesen seyn möchte. Wir Kinder hatten die Grosmutter nie anders als blind gekannt. Ihre Blindheit war für uns eine Thatsache, die, wie jede andere Eigenschaft, mit ihrem ganzen Seyn gleichsam nothwendig zusammenhing; und da sie nie darüber klagte, so dachten wir auch nicht daran, daß ihr etwas mangelte. Sagte etwa Eines von uns: Ja, Grosmütterchen, siehst Du mich denn nicht? — so antwortete sie: Ich sehe Dich in meinem Herzen, Kind! — und das war uns eben, als ob sie uns mit den Augen ihres Leibes gesehen hätte. Das Bild dieser ehrwürdigen Frau stand jetzt lebendiger als je vor meiner Seele; und da es sich gleichsam von selbst mit allen Erinnerungen an die Jahre meiner Kindheit umringte, so war schon das Anschaun desselben eine Quelle des Trostes und der Erquickung für mich. Ich habe vielleicht wenige Wohlthaten von Gott mit einer innigern und aufrichtigern Dankbarkeit empfangen, als das Gefühl dieses Trostes; und je mehr ich mich daran hielt, desto mehr gewann mein Vorsatz an Kraft. Ich nahm mir nun vor, die Erwähnung meines Unglücks

auf alle Weise zu vermeiden; denn ob ich gleich in der ersten Zeit die Erinnerung daran nicht einen Augenblick verlohr, so trat sie doch bisweilen, wenn ich nicht davon sprach, in den Hintergrund meiner Gedanken; aber nie konnte ich davon sprechen, ohne das Mitleid, das ich mit meinem Zustande haben mußte, auf das allerlebhafteste anzuregen. Ohne Zweifel ist nichts zerstörender als solche Anregungen des Mitleidens mit sich selbst, die der schlaffesten Selbstsucht eine süße und eben deshalb höchst verderbliche Nahrung bieten. Während ich nun dieses vermied, bot ich zugleich alle meine Kräfte auf, um heiter zu scheinen. Anfänglich war es freylich nur der Ton meiner Stimme, der die Farbe der Heiterkeit trug; aber es ist nicht bloß die Stimmung des Gemüths, welche den Ton und die Mine eines Menschen regelt; auch die Minen und der Ton wirken auf die Stimmung des Gemüthes zurück. Der ruhigere Ton, den ich mir vorschrieb, beruhigte allmählig mein Inneres, und ich fand bald zu meiner Freude, daß die angenommene Rolle mit jedem Tage mehr in meine Natur überging. Die Gewohnheit meine Kinder um mich zu haben, die durch meine Krankheit unterbrochen worden war, wurde wieder

hergestellt, und Alles, so viel als möglich, auf den alten Fuß gesetzt, nur mit dem Unterschiede, daß ich die Aufsicht über die kleinen Kinder, ihre Arbeiten und Spiele, jetzt meiner ältesten Tochter übergab. Den Unterricht setzte ich fort, wie vorher; mein Hauswesen besorgte ich mit Hülfe einer verständigen Köchin; und da ich das Glück hatte, ein treues Stubenmädchen zu haben, die ich mir selbst nach meiner Hand erzogen hatte, so konnte ich mit der größten Sicherheit darauf rechnen, daß Alles, was das Hauswesen forderte, meinen Anordnungen gemäß und zur Zufriedenheit meines Mannes besorgt würde.

So bald ich nun Alles wieder in dem vorigen Gleis wußte, fand ich die Ergebung in mein dunkles Schicksal immer leichter, und ich ward bald zu meiner großen Beruhigung inne, daß ich die Heiterkeit nicht verlohren hatte, die nach meiner Ueberzeugung das erste Erforderniß einer Mutter und Hausfrau ist. Allmählig fing ich an, einen Ehrgeiz darein zu setzen, mich von fremder Hülfe so viel nur möglich unabhängig zu machen, indem ich außer den gewöhnlichen weiblichen Arbeiten, bey denen man zur Noth die Augen entbehren kann, auch noch manches andre besorgte, was in meinem nächsten Bereich

lag: so daß ich in kurzer Zeit in meiner Wohnstube und in den anstoßenden Zimmern einheimisch genug wurde, um Alles was ich wünschte, selbst aufzufinden, und mir auch ohne Führer Bewegung zu machen. Doch fehlte es mir daran selten, indem sich meine Kinder immer wetteifernd um die Ehre bemühten, die arme blinde Mutter zu führen, die nicht sehen könnte, wie sie sagten, und Alles bey Seite zu schieben, woran sie sich etwa stoßen könnte. — Sie wissen, daß meinem guten Manne immer die Theestunde die angenehmste Zeit des Tages war, wo er seine Geschäfte verläßt, vorließt, mit den Kindern scherzt, erzählt oder plaudert, wie es eben die Umstände mit sich bringen. In den ersten Tagen, als wir uns wieder am Theetische zusammen fanden, nahm ich an seinem Schweigen, und, wenn er sprach, an dem Tone seiner Stimme wahr, wie schmerzlich es ihm war, mich hier müßig zu sehn, und ich mußte fürchten, daß dieses Zusammenseyn, statt ihm, wie bisher, eine Aufheiterung zu gewähren, seinen Schmerz immer von neuem anregen möchte, wenn er mich nicht, wie gewöhnlich, auf meinem Platze und bey meiner Beschäftigung fände. Ich suchte es also dahin zu bringen, meinem Amte wieder vor-

stehen zu können, was so schwer nicht ist, wenn jede Sache ihren angewiesenen Platz hat; und da, wie das Sprichwort sagt, ein wenig Hülfe nie schaden kann, so stand mir Mathilde zur Seite, die meine Hand, wenn sie irren wollte, auf eine unmerkliche Weise lenkte. Diese kleine Aufmerksamkeit wurde auf das reichlichste belohnt. Nie hab' ich meinen Mann so freudig gerührt gesehn, als an dem Abend, wo er mich zum erstenmale wieder an meiner gewohnten Stelle sah. Da er meine Meinung dabey augenblicklich errieth, zog er mich an seine Brust, küßte mich, und dankte mir mit so zärtlichen Worten, wie ich kaum seit unserm Brautstande von ihm gehört hatte; und noch mehrere Tage nachher trat er nie an den Theetisch, ohne daß ich noch einen Nachklang seiner wehmüthigen Freude vernahm.

So mochten einige Monate vergangen seyn, als meine Schwester Caroline auf der Rückkehr aus dem Bade bey mir einsprach. Wir hatten uns seit einigen Jahren nicht gesehn; aber jeder ihrer Briefe drückte den peinlichen Schmerz aus, den sie um meinetwillen empfand. Es war umsonst, daß ich sie zu trösten suchte; denn nach ihrer lebhaften Weise glaubte sie ihrer Phantasie

mehr als meinen Worten, und es gab keine Art von Schrecknissen und Ungemach, die diese reizbare Phantasie nicht in das Bild einer Blinden zusammentrug. An dem Abend, wo sie unangemeldet auf ihrer Reise eintraf, saßen wir, wie gewöhnlich, um den Theetisch versammelt, und die Unterhaltung war durch die Kinder lebhaft geworden. Malchen hatte eine Geschichte erzählt, die sie am Morgen gelesen hatte, und ihr komisch-ernsthafter Vortrag hatte uns so belustigt, daß wir durcheinander sprachen und lachten; mein Mann, die Kinder und ich, und ich vielleicht am lautesten. In diesem Augenblicke öffnete sich die Thür; meine Schwester trat herein, blieb aber, wie sie mir nachher erzählt haben, wie erstarrt auf der Schwelle stehn. Mein Mann eilte ihr entgegen und faßte sie bey der Hand; sie aber, ohne auf ihn zu achten, riß sich loß, und eilte auf mich loß: Sophie, Du siehst! Du bist wieder hergestellt! — Und nun fiel sie mir um den Hals, und küssend, weinend, lachend und sprechend konnte sie weder ihre eignen Gedanken ordnen, noch die Rede Andrer vernehmen. Als ihr denn aber doch zuletzt Alles verständlich gemacht worden war, und sie sich ausgeweint hatte, erzählte sie uns, sie hätte sich unserm Hause mit unbeschreiblicher Angst ge-

nähert, und kaum gewagt einzutreten. Auf der Treppe habe sie ausruhen müssen, um Athem zu schöpfen; dann habe sie sich ein Herz gefaßt, und sey mit drey Sprüngen die Treppe heraufgeeilt. Auf dem Saale habe sie wieder gelauscht, und zu ihrem Erstaunen meine Stimme gehört, so laut und lustig, wie in meinen besten Tagen, und viel frohes Getümmel noch außerdem. Da sey ihr plötzlich eingefallen, ich müßte wohl wieder zu meinem Gesichte gelangt seyn, vielleicht gerade in diesem Augenblick; und da sie mich beym Oefnen der Thür gar am Theetische und in voller Beschäftigung der Hände gesehen hätte, hätte sie an der Richtigkeit ihrer Vermuthung nicht mehr gezweifelt. — —

Meine gute Caroline verweilte einen Tag bey mir, und überzeugte sich, daß sie nicht bloß zufällig einen heitern Sonnenblick in meinem dunkeln Daseyn erhascht habe. Diese Ueberzeugung beruhigte ihre aufgeregte Phantasie, und sie betheuerte mir, daß sie erst jetzt eine günstige Wirkung von ihrer Cur erwarte. Auch auf mich hatte dieser Besuch einen sehr wohlthätigen Einfluß. Durch den glücklichen Zufall, der meine Schwester gerade in einem so frohen Augenblick in meine Arme führte, wurde der Durchgang

durch den Schmerz vermieden, der außerdem unvermeidlich gewesen wäre, und ich hatte in der That fast eben so viele Freude von ihrer Gegenwart, als ob ich sie mit den Augen meines Leibes gesehen hätte. Andre Prüfungen, welche späterhin von Zeit zu Zeit eintraten, waren leichter zu bestehn."

* * *

13.

Die Aeusserungen meiner Freundin über ihren Zustand riefen mir einige Blätter meines alten Freundes und Mitbruders, des Pfarrers in Erthal, über denselben Gegenstand in das Gedächtniß. Auch er war in seinem siebzigsten Jahre erblindet, und mit welcher Ergebung er dieses Unglück ertrug, bezeugt ein Brief an seinen zweyten Sohn, der als Kaufmann die Welt durchreißte, und von dem er nach mehrern Jahren die ersten Nachrichten erhalten hatte. Ich sendete diesen Brief meiner Freundin. Er lautet folgendermaaßen:

„Die Nachricht von Deinem Leben, mein geliebter Sohn, und Deiner Ankunft in England hat mir eine große, eine unaussprechliche Freude gemacht. Nachdem ich seit so langer Zeit keine Briefe von Dir erhalten hatte, fing ich an, dem schmerzlichen Gedanken Raum zu geben, daß Du nicht mehr unter den Lebenden seyst, und daß ich Dich erst da wieder sehen würde, wo ich alle meine Freunde, wo ich Deine selige Mutter und so viele, die mir theuer gewesen, wieder zu erblicken hoffe. Aber Gott sey gedankt! Du lebst; Du bist glücklich, und eilst über das Meer zu mir, um mich noch Einmal in Deine Arme zu schließen, ehe sich mein dunkles Auge der ewigen Klarheit öffnet."

„Ich werde Dich, geliebter Sohn, an mein väterliches Herz drücken, ich werde das Deinige an meiner Brust schlagen fühlen; aber Deine Gefühle auch in Deinen Minen zu lesen — diese Freude wird mir nicht mehr gegönnt seyn. Seit achtzehn Monaten ist die sichtbare Welt für mich untergangen, und meine Augäpfel rollen vergebens, das Licht zu suchen, das ihnen wohl Thränen entlocken, aber sie nicht mehr erfreuen kann. Doch beklage mich darum nicht zu sehr. Ich selbst klage nicht, sondern danke Gott, daß er

dieses Geschick, wenn es mir einmal beschieden war, dem letzten Stadium meines Lebens zugetheilt hat; und daß die Nacht, die mir die Herrlichkeit seiner Schöpfung verhüllt, doch nicht das innere Licht und die Heiterkeit meines Herzens ausgelöscht hat."

„Als sich die ersten Anzeichen der Verdunkelung meiner Augen einstellten, erschrak ich allerdings vor der Gefahr eines Unglücks, das ich immer als eines der größten, das Menschen betreffen könnte, angesehen hatte. Ich rief ohne Verzug die Kunst der berühmtesten Aerzte zu Hülfe, und befolgte ihre Vorschriften mit der strengsten Gewissenhaftigkeit. Ihr Bemühn war umsonst. Das Uebel wuchs, statt abzunehmen, und mit ihm meine Angst. Nie in meinem Leben habe ich eine so große und anhaltende Unruhe gefühlt. Da aber Alles entschieden war, und der letzte Schimmer aus meinen Augen wich, und Jedermann in laute Klagen über mein Schicksal ausbrach, wurde ich selbst ruhiger, und fand durch Gottes Güte Kraft in mir, um diejenigen zu trösten, die mein Unglück bejammerten. Ich habe mich immer in Geduld geübt; und diese Trösterin, mit der ich auch wohl in jüngern Jahren die Pfeile des Unglücks abgewehrt hatte, wie hätte

sie mich in meinem Alter verlassen sollen, wo sie ja fast die einzige noch übrige Tugend ist? Meine Heiterkeit kehrte zurück. Die Phantasie hatte die Schrecknisse des Unglücks zum Voraus erschöpft; die Wirklichkeit konnte ihnen nichts hinzufügen; und so fing ich an, nicht nur mich in das Unvermeidliche zu fügen, sondern auch das Gute aufzusuchen, das mir in diesem Zustande noch übrig geblieben war."

„Diese undurchdringliche Nacht, mein Sohn, die nur dem Morgen der Ewigkeit weichen wird, ist nicht ohne alle Gestirne. Jene heitern Tage, die sich mit allen Farben des Lichtes und der Freude schmückten, sind nicht für mich untergegangen; sie gehen in meiner Seele auf, so oft ich sie emporrufe, und bringen mir das verklärte Bild der Gegenden mit, in denen ich vormals gewandert; der Menschen, mit denen ich gelebt; der Freunde, die ich geliebt habe; und die freygebige Hand der Vergangenheit ersetzt, was mir die Gegenwart versagt. Und doch ist auch die Gegenwart nicht immer arm. Wenn der Frühling wiederkehrt, und seine Sonne mich erwärmt, und ich seine milden balsamischen Düfte einathme, so steht auch sein Bild lebendig vor meiner Seele, und dieses Bild ist schöner und

duftiger, als ich es je vorher in der Wirklichkeit sah. Wenn die Blindheit der alten Sänger, Homers und Ossians, eine Erdichtung seyn sollte, so ist sie gewiß eine der wahrscheinlichsten. Die Werkstatt der Phantasie muß still und umhüllt seyn. Aus dem Schooße der Finsterniß ging die Welt hervor; und so schafft auch der Genius nur dann mit lebendiger Kraft, wenn er den Schimmer und das Geräusch der Wirklichkeit von sich entfernt hält."

„Wenn ich aber auch von dieser Seite ganz verarmt wäre, so hängt ja doch mein Herz noch immer durch unauflösliche Banden mit der Welt zusammen. Das Unglück, mein Sohn, so ein trauriges Geschenk es zu seyn scheint, ist doch auch eine Gabe Gottes, ohne welche die menschliche Gesellschaft bald von einander fallen, und der Liebe, des Mitleids, der Dankbarkeit beraubt, nur eine Anhäufung selbstsüchtiger Wilden seyn würde. „Das Unglück, sagt der Dichter, söhnt die Menschen mit einander aus, und sie lernen sich untereinander lieben, indem sie einander beklagen müssen." Ich habe immer meine Kinder mit Zärtlichkeit geliebt; aber doch kommt es mir vor, als ob diese Zärtlichkeit seit meinem Erblinden einen Zuwachs erhalten hätte, so wie

auch meine Kinder und Freunde sich noch mehr bemühen, mir ihre Liebe zu erkennen zu geben. Ich habe mich nie vor der Einsamkeit gefürchtet; ich habe immer die Gesellschaft geliebt; jetzt ist sie mir noch erfreulicher, und die Einsamkeit ist mir nicht lästiger als sonst. Ich denke dann an die Freunde, die vor mir in die Heimath gegangen sind, und an die Heimath selbst, in die ich auch einzugehen hoffe. Die Weisheit, hat einer der Alten gesagt, ist die Lehrerin der Kunst zu sterben. Nun dieser Lehrerin bietet die Blindheit die Hand. Die Dunkelheit des Grabes wird nicht dichter seyn, als die meiner Augen ist. Und jenseits, jenseits, mein Sohn! — Also keine Klagen! Aber eile in meine Arme, die sich Dir voll Sehnsucht öffnen u. s. w.

* * *

14.

Um der Verwandschaft des Inhaltes willen fügte ich ein Blatt von einem andern Freunde bey, das seine Entstehung einem gesellschaftlichen Streite über Taubheit und Blindheit verdankt. Die Meisten hatten sich, wenn einmal ein Uebel dieser Art gewählt werden müßte, für die Taubheit erklärt: und die Behauptung meines Freundes, welcher die Blindheit wählte, fand nur wenige, und zweifelhafte Anhänger. Der folgende Aufsatz enthält das, was er damals für seine Wahl vortrug, nur etwas ausgeführter. Sophie trat ihm bey.

„Unter den dauernden Gebrechen des menschlichen Körpers, sagte der Freund, ist, meiner Ueberzeugung nach, Taubheit eines der schrecklichsten. Die gemeine Schätzung scheint zwar anders zu urtheilen, und es gibt vielleicht wenige Menschen, die sie nicht der Blindheit vorziehen würden. Unter gewissen Voraussetzungen mag

auch dieses Urtheil Vieles für sich haben. Aber im Allgemeinen die Blindheit so ohne Weiteres für das größere Uebel zu halten, scheint mir ein Irrthum, der sich theils aus andern Ursachen, am meisten aber aus der Gewohnheit erklären läßt, sich im Urtheile durch den ersten Eindruck bestimmen zu lassen."

„Der Blinde findet in seinem Unglücke mancherley Trost. Warum hat die Blindheit eine gewisse Heiligkeit? Warum dachte man sich so manche Sänger und Seher des Alterthums blind? Schien nicht die Hülle der Nacht über ihr Aug gedeckt zu seyn, um ihnen die Nichtigkeit und die verschossenen Farben der Wirklichkeit wohlthätig zu verstecken, damit sich in ihrem umschirmten Gemüthe eine schönere Welt ungehindert entfalten könnte? Indem sich ihr Aug dem irdischen Lichte schloß, ging ein hellerer Tag in ihrer Seele auf, und dem früher durch die Gegenwart zerstreuten und gehemmten Blicke schien nun der Weg in die höhern Gefilde der Phantasie geebnet zu seyn. Tiresias und Thamyris, die blinden Seher, drangen in das Geheimniß der Zukunft ein, und in Homers und Ossians Seele erleuchtete ein überirdischer Glanz die Thaten der Vorzeit und den Ruhm ihrer Helden. Milton,

der sich an diese ehrwürdige Reihe anschließt, obgleich sein Aug vergebens rollte, um der Sonne Strahlen zu finden,

hört darum nicht auf
zu wallen, wo das Chor der Musen wohnt,
An hellen Bächen, in der Haine Schatten,
Auf sonnenreichen Hügeln. — —"

„Der Anblick des Blinden erregt überall ein zärtliches Mitleiden. Man versammelt sich gern um ihn, und bemüht sich ihm seinen Verlust durch erheiternde Gespräche vergessen zu machen. Was ist rührender, als der blinde Belisar an der Hand eines Knaben! und wie oft ist in einer Familie gerade der blinde Vater der heiterste und gesprächigste Gesellschafter! Nun lasse man den alten Mann nicht blind, sondern taub seyn, und es ist eben so wohl um seine Heiterkeit, als um die Theilnahme der Andern gethan. Der sinnliche Eindruck entscheidet hier, und das gefühlvollste Herz hält Niemanden ab, wenigstens im Stillen über ein Gebrechen zu lächeln, das den Menschen scheinbarlich unverändert läßt. Was ist auch peinlicher, als der Anblick einer Familie, die der tauben und neugierigen Hausmutter jedes Wort zuschreit; die Ungedult von beyden Seiten; die lächerlichen oder verdrießlichen Misverständnisse,

und das ewige Wiederholen derselben Rede, die doch am Ende nur halb, oder schief, oder gar nicht gefaßt wird! Diesen Unglücklichen meidet Jeder so lange er kann, und es bleibt ihm in seiner Verlassenheit nichts übrig, als ein dumpfes Hinbrüten über sich selbst, und im besten Falle die Gesellschaft der Todten."

„Man muß nie die bezaubernde Kraft der menschlichen Stimme gefühlt, man muß nie bemerkt haben, daß ohne ihre unendlich mannichfaltigen Modulazionen die Rede fast ein todter Leichnam ist; man muß nie daran gedacht haben, wie unendlich bedeutungsvoller ein einziger Ton der Empfindung ist, als Alles, was man schreiben und drucken kann, um den Verlust des Gehörs für ein kleineres Uebel zu halten, als den Verlust des Gesichts. Was hat wohl der Taube für einen Ersatz? Nicht den mindesten. Keine Kraft seiner Seele, keines seiner bessern Gefühle stärkt sich in ihm; und wenn die Blindheit weicher und zärtlicher macht, so macht die Taubheit mistrauisch und hart. Eine trockne Selbstsucht nimmt dann überhand; und in einem Herzen, zu dem die zarten Töne des Gefühls nicht mehr dringen, stirbt nur allzuschnell das Mitgefühl ab."

„In dem Umgange mit Menschen büßt der Blinde nicht viel ein; man könnte wohl behaupten, daß er bisweilen gewönne. Für den Tauben sind die Minen des Redenden nur ein schlechter Dollmetscher; und der Anblick einer holden Gestalt entschädigt nicht für den Mangel ihrer mündlichen Mittheilung, die sich der Taube umsonst zu errathen quält. Ein Gespräch gibt es nicht mehr für ihn. Wenn man ihm auch den Inhalt der Unterredung — die Ueberschrift der Capitel, wie es Fontenelle nannte — begreiflich macht, so geht ihm doch eben Alles verlohren, was ein Gespräch anziehend macht, die unerwarteten Wendungen, die rasche und treffende Gegenrede, das ganze lebendige Spiel der geistigen Fechtkunst, die sich in dem Gespräche geistreicher Menschen entwickelt, die leichten, oft unmerklichen Uebergänge, das Farbenspiel der Töne und ihr Helldunkel. Man setze noch hinzu, daß schöne Gestalten selten, gute Gedanken und Worte aber unendlich häufig sind. Indem der Blinde diese vernimmt, schafft sich seine Phantasie mit ihrer erhöhten Regsamkeit gar leicht eine entsprechende Gestalt. Was Jedem beym Hören eines schönen Gesanges begegnet, dessen Urheberin er nicht sieht und kennt,

daß er sie ihrem Gesange ähnlich denkt, das begegnet dem Blinden nicht nur bey jeder melodischen Stimme, sondern bey jedem schönen Gedanken, ja bey jedem freundlichen Wort. Alle diese Dinge findet man oft. Schöne Seelen in misgestalteten Körpern, entzückende Worte auf Lippen, die Niemand küssen mag, sind keine seltne Erscheinung. In diesem Falle gewinnt der Blinde offenbar, so wie der Taube offenbar verliehrt. Dieser sieht nur die Misgestalt, aber was schnell die Misgestalt vergessen macht, bleibt ihm unbemerkt. Kann man sagen, daß ihn der Anblick der Schönheit entschädige? Mir scheint es nicht so. Und sieht nicht auch der Blinde mit seinem innern Auge die Schönheit, während er zugleich den sie beseelenden Geist vernimmt, den der unglückliche Taube kaum ahnet, und wenn er ihn ahnet, doch nie mit sicherm Erfolge aus den Gestalten herausdeuten wird."

„Indeß pflegen Menschen, denen ihre Bedürfnisse und Geschäfte wenig Zeit zu einer freyen Mittheilung übrig lassen, oder auch selbst die Neigung dazu zerstört haben; Gelehrte, die ihr wirkliches Leben aufopfern, um nach ihrem Tode ein metaphorisches Leben zu führen; alle die, welche die Welt nur als einen Marktplatz und die

Menschen als Käufer und Handelsleute betrachten — alle diese pflegen die Taubheit mit Resignation zu ertragen. Für sie wäre die Blindheit allerdings ein weit größeres Uebel; und durch die Taubheit geht ihnen nur wenig verlohren. Todte Wörter finden sie auch in ihren Büchern: und die Art der Mittheilung, die sie fast allein kennen — das monologische Lehren und Belehren — treiben sie eben auch fort, indem sie Bücher schreiben."

„Niemand darf sich also wundern, daß in dieser Classe auch die Taubheit ihre Lobredner gefunden hat. Was haben die Gelehrten nicht alles gelobt! Ein Mann, der selbst sehr klug war, hat mit beredter Zunge die Narrheit gepriesen; und in den Schriften des reichsten Römers seiner Zeit ließt man das Lob der Armuth nicht ohne Bewunderung. Aber wir wissen von einem Lobredner der Taubheit, der wirklich selbst taub war, und sein Unglück einem tauben Freunde rühmt. Beyde waren Dichter, und zu ihrer Zeit mit Ruhm genannt; beyde waren Sterne des poetischen Siebengestirns, das im sechzehnten Jahrhunderte an dem Hofe Franz des Ersten und seiner Nachfolger glänzte, aber wie jenes ältere in Alexandrien fast ganz in dem Nebel der Zeiten

erloschen ist. Joachim dú Bellay war dieser Panegyrist eines Gebrechens, das sich mit der poetischen Kunst am wenigsten zu vertragen scheint, dem er aber, nach dem alten Rechte der Dichter, das Verdienst zuschreibt, seinen Freund Ronsard zu einem großen Manne gemacht zu haben. Er würde vielleicht der Wahrheit näher gekommen seyn, wenn er gesagt hätte, daß Ronsard durch seine Taubheit gehindert worden, die Rauhigkeit seiner eignen Verse zu hören. Aber freylich ist das ein Glück, das noch mancher andre Dichter bey einem übrigens vollkommen gesunden physischen Gehöre genießen soll."

15.

Es kömmt mir vor, sagte Sophie eines Tages zu mir, als ob die großen und starken Charactere abnehmen müßten, so wie sich die sogenannten gesellschaftlichen Tugenden mehr ausbreiten, und einen größern Theil der menschlichen Gesellschaft umfassen. Diese sogenannten Tugenden haben einen sehr geringen sittlichen Werth, und ihr eigentliches Ziel scheint zu seyn, durch eine gewisse bequeme Duldsamkeit das, was den Genuß des Lebens stören könnte, zu entfernen. Das Einzige, was hierbey lobenswerth ist, besteht in der Mäßigung, die jene Duldung voraussetzt; aber die selbstsüchtige Quelle, aus welcher sie entspringt, nimmt wieder viel von diesem Verdienste hinweg. Es ist wahr, man hört jetzt selten von solchen monströsen Lastern, wie unsre Grosmütter wohl noch gesehen hatten. Die bösen Stiefmütter, zum Beyspiel, sind fast ausgestorben, und wenn allerdings wohl manche Mutter

noch einen Unterschied in der Liebe zwischen ihren eignen und den fremden Kindern macht, so ist doch dieser Unterschied so gemildert, daß er durchaus den Character der Grausamkeit verlohren hat, durch die der stiefmütterliche Haß sprichwörtlich geworden ist. Auch jener hartherzige, schmutzige und ruchlose Geiz wird kaum noch angetroffen, von dem sonst wohl die kleinste Stadt einige Beyspiele aufzuweisen hatte. Durch den immer mehr über Hand nehmenden Hang zum Genuß ist das Gebiet des Geizes außerordentlich beschränkt worden; und da kein Genuß so durch und durch selbstsüchtig ist, daß er nicht durch den einen oder den andern Theilnehmer erhöht werden sollte, so hat die Genußgier eine Art von egoistischer Liberalität in Gang gebracht. So ist es mit vielen andern Dingen, und man kann nicht leugnen, daß das Leben jetzt ein heitereres Ansehn gewonnen hat, so wie es ohne Zweifel um Vieles bequemer geworden ist.

Aber eben das, fuhr meine Freundin fort, möchte auch wohl die Ursache seyn, daß die großen und starken Charactere abnehmen. Man hat bemerkt, daß die Thiere in gebirgigen und rauhen Ländern mehr Ausdauer, Stärke und Behendigkeit besitzen, als in ebenen Gegenden, wenn sie

auch in den letztern schöner gestaltet und besser ausgebildet sind. Mit den Einwohnern ist es das nemliche; und wie sollte es wohl anders auf dem Gebiete des sittlichen Lebens seyn? Die Schwierigkeiten, auf die man bey dem gegenwärtigen Zustande der Cultur im gewöhnlichen Verkehr mit andern stößt, sind meist so gering, daß es weder einer großen Klugheit, noch einer besondern Kraft bedarf, um darüber obzusiegen. Das gesellschaftliche Leben hat bey weitem an den Meisten die scharfen Ecken abgeschliffen, und man geht ziemlich ohne Anstoß neben einander hin; oder wo etwa noch Einer Anstoß geben möchte, findet man leicht Mittel ihm auszuweichen. Da bleiben denn nothwendigerweise viele Kräfte ungenutzt, die vormals, wo man sich in weit engern Kreisen bewegte, und die Einzelnen sich schroffer gegenüber standen, ganz anders in Bewegung kamen. Ich kann einigermaßen aus Erfahrung sprechen. Nach dem Tode meiner Mutter wurden wir Geschwister getrennt, und mich traf das Loos einer alten Tante anvertraut zu werden. In ihrem Hause habe ich meine besten Jahre zugebracht, die aber keineswegs meine glücklichsten waren. Die Tante, nach alter strenger Sitte erzogen, hatte von dem

System höflicher Dultung, das jetzt selbst in das Verhältniß der Eltern zu den Kindern tritt, keine Ahnung. Ihr Grundsatz war, daß aus einem Menschen nichts werde, dem es in seiner Jugend nicht sauer geworden; woraus denn bey ihr als erste Maxime floß, daß man den Kindern das Leben sauer machen müsse, und als zweyte, daß man es den Mädchen doppelt sauer machen müsse. Um diese Sätze drehte sich ihr ganzes Erziehungssystem, und ich muß ihr nachrühmen, daß sie es mit Consequenz durchsetzte. Es würde unrecht seyn, wenn ich zweifeln wollte, daß sie Zuneigung zu mir fühlte; doch waren ihre Züchtigungen fast das Einzige, wodurch sich ihre Liebe kund gab; wie sie denn auch nie unterließ, jede Strafe, die sie mir auferlegte, mit dem Spruche einzuleiten, daß der Herr, wen er liebe, zu züchtigen pflege. Da ich in den ersten Zeiten Widerspruch wagte, und bey der guten Meinung, die ich von meinem Verstande hatte, mich verpflichtet glaubte, meinen Widerspruch durch Gründe zu unterstützen, mußte ich jedesmal die Demüthigung erfahren, meinen Redefluß durch ein peremtorisches Gebot des Stillschweigens gehemmt zu sehn. Wenige Dinge in der Welt haben mir eine größere Ueberwindung

gekostet, als die Beobachtung dieses Gebotes, die mir noch dadurch erschwert wurde, daß, während meine Lippen versiegelt waren, meine Ohren den Buß= und Straf=Predigten der Tante offen stehn mußten. Gewiß war das erste Jahr dieser Schule das traurigste meiner Jugend. Die Thränen, die ich in der Gegenwart der Tante zurückhalten mußte, sparte ich für die Nacht auf, und da ich mich natürlicher Weise für das unglücklichste Geschöpf auf der ganzen weiten Erde hielt, so hörte ich nicht auf, den Himmel durch meine Bitten zu bestürmen, daß er mich durch einen schleunigen Tod aus dieser Tyrannei befreyen möchte. Meine thörigten Gebete blieben unerfüllt, und da ich troß meines Grams der besten Gesundheit genoß, so war mir sogar die Aussicht zu ihrer Erfüllung verschlossen; und so mußte ich allmählig lernen, dem was nicht zu ändern war, so viel Gutes als möglich abzugewinnen. Es waren allerdings Jahre der Prüfung — wie ja am Ende das ganze Leben ist — aber ich erkenne noch jeden Tag, daß sie mir von dem größten Nutzen gewesen sind. Die Zärtlichkeit meiner Mutter, die nach dem Tode der Grosmutter beständig kränkelte, und uns Kindern ziemlich allen Willen ließ, hatte den Grund zu einer Selbstverzärtelung in mir gelegt, die die aller=

unglücklichste Mitgabe für die rauhen Stürme des Lebens ist, und der ich nur dadurch entgangen bin, daß ich genöthigt war, meinen Willen ohne allen Widerspruch einem fremden Willen unterzuordnen. Um mein Joch zu erleichtern, faßte ich endlich den herzhaften Entschluß, das fremde Gesetz, dem ich mich unterwerfen mußte, mir selbst vorzuschreiben, und mich auf diese Weise — für's Erste wenigstens — mit einem Scheine innerer Freyheit selbst zu täuschen. Diese Kriegslist, wenn man es so nennen will, die ich gegen mich selbst anwendete, erhielt meine sittlichen Kräfte in beständiger Uebung, und ich wurde alle Tage mehr inne, daß ich auf diesem Wege nicht nur den äußern Frieden gewann, sondern, was gewiß weit wichtiger war, auch den innern Zwiespalt lößte. Es wurde mir nun klar, daß es keine Tugend seyn kann, auf einem ebnen und bequemen Wege sich in Sonnenschein und Blüthendüften zu baden, und daß die Religion eine unbedingte Unterwerfung unter den göttlichen Willen gebiete, auf welche Weise er sich auf immer aussprechen mag. Diesen Gedanken hielt ich fest, und wenn sich mein eitles Herz noch empören wollte — was nicht selten geschah — so brachte ich es doch immer durch die Betrachtung zur Ruhe,

daß Gott diese Leiden nicht über mich verhängt haben würde, wenn sie nicht zu meinem Besten wären. Das Herz ist gewiß, wie die Schrift sagt, ein trotzig und verzagtes Ding; es wird im Glücke nur allzu leicht übermüthig, und wer die Gefahren eines solchen Uebermuthes begreift, wird, wenn er zur Besinnung kömmt, Gott gewiß recht aufrichtig für Leiden und Demüthigungen danken, die seinen stolzen Gang hemmen, und ihn an seine Abhängigkeit erinnern. Auf diese Weise hat mich meine eigne Erfahrung überzeugt, daß eine strenge Erziehung, — wenn schon nicht ganz nach dem Systeme meiner Tante — die sichre Grundlage des Characters, und dadurch auch eines wahren und dauerhaften Glückes ist. Ich gewöhne meine Kinder zu einem unbedingten Gehorsam gegen meine Befehle, und breche ihren Willen so oft es mir nöthig scheint. Dennoch hängen sie an mir mit einer Zärtlichkeit, die ich in dem Verhältnisse mancher Familien vermißt habe, wo die Eltern nur zu leben scheinen, um den Willen ihrer eigensinnigen Kinder zu thun; und ich bemerke mit großer Zufriedenheit, daß sie schon anfangen zu fühlen, daß die Entsagung eines Genusses aus Gehorsam und Liebe eine ganz andere Befriedigung gewährt, als die ungehemmte

Stillung der Begierde. In diesem Gefühle liegt der Keim aller Sittlichkeit; aus ihm erwachsen alle Tugenden der Entsagung, der Gerechtigkeit, der Grosmuth, und überhaupt die Geringschätzung der Güter des Lebens gegen die Forderungen der Sittlichkeit und Religion; Tugenden, die wir bald nur noch im Trauerspiele bewundern werden, wenn nicht der Himmel unserm in Zärtlichkeit und Selbstsucht aufgelößtem Geschlechte, vielleicht durch hartes Unglück, eine strengere Erziehung gibt. Lange Ruhe erschlafft Körper und Geist; und wie die Menschen einmal sind, ertragen sie Unglück besser als Glück. Um das Glück zu beherrschen, muß man durchaus die Zuchtruthe einer Tante gefühlt haben.

16.

Aus einem Briefe Sophiens an ihre Schwester Caroline.

Der Tod Deines jüngsten Kindes hat mich sehr betrübt, und ich begreife Dein Gefühl, wenn Du sagst, daß Dir dieses immer blasse, immer kränkelnde Kind eben darum theurer gewesen, als Deine andern gesunden Kinder. Die Liebe unsrer Kinder wird vielleicht am meisten durch das Bedürfniß geweckt, dessen Abhülfe sie von den Eltern erwarten; die der Eltern aber weit mehr, ja vielleicht allein durch das Bedürfniß, dessen Befriedigung sie gewähren können. Eben deshalb hat das mütterliche Herz etwas vor dem väterlichen voraus, daß es die Beschwerden der Schwangerschaft und die Schmerzen der Geburt getragen hat; daß es dem hülflosen Wesen die erste Nahrung reicht und für die Erhaltung seines schwachen Daseyns wacht und bangt. Das, was die Blume der mütterlichen Liebe am schönsten nährt, sind die

Thränen des Schmerzes, die an dem Lager eines kranken Kindes geweint werden; und jene süßen der Freude, wenn nach angstvollen Tagen und schlaflos durchseufzten Nächten, die Gefahr endlich weicht, und die Mutter den blassen Liebling an ihre Brust drückt, und ausruft: Gottlob, mein Kind ist mir wiedergegeben!

Ich weiß, geliebte Caroline, daß diese Worte Deinen Schmerz und Deine Thränen erneuern werden. Meine Sorgen, wirst Du sagen, meine Nachtwachen sind vergebens gewesen. Ich kann nicht mit glücklichern Müttern ausrufen: Mein Kind ist mir wiedergegeben! Der Tod hat mich jener süßen, mit aller ihrer Qual süßen Schmerzen beraubt, und mir nur die unauslöschliche Sehnsucht nach dem Verlohrenen übrig gelassen! — Diese Klagen sind gerecht; sie sind der Ausdruck des natürlichsten und menschlichsten Gefühls; aber dennoch mußt Du ihnen ein Ziel setzen. Es ist kein blinder Zufall, noch das Werk einer feindseligen Gewalt, die Dir diese Prüfung auferlegt hatte; es ist der Wille des liebenden Vaters, der nur das Beste seiner Kinder wollen kann; es ist auch sein heiliger Wille, daß Du Dich ihm ohne Murren fügest. Dieselbe Kraft, die Du bey der Pflege Deines Kindes bis zur Erschöpfung aufge-

boten hast, Du mußt sie jetzt aufbieten, um den Schmerz zu ertragen, den Du über das Aufhören dieser mütterlichen Sorgen fühlst. Glaube mir, wenn Dein Gefühl diese Aufforderung in dem ersten Augenblicke zurückstößt, ein muthiger Entschluß vermag viel, und es ist ein größerer Segen dabey, als bey der Nachgiebigkeit gegen den Schmerz. Deine Thränen, wenn sie auch ohn' Unterlaß flößen, dringen nicht in das Grab, das Herz zu beleben, das einmal zu schlagen aufgehört hat; aber sie betrüben Deinen Mann und Deine Kinder, und erhalten in Deinem Hause die düstere Trauer, deren erschlaffende Kraft den Keim des Guten zerstört. Wohl ist es wahr, daß dem mütterlichen Herzen das gestorbene Kind das theuerste ist. Wer könnte dieses Gefühl tadeln? Aber was haben die Lebenden verschuldet, um für ihr frohes Daseyn zu büßen? Und ist nicht die mütterliche Liebe reich genug, um den Antheil des ihr entrissenen Kindes auf die Lebenden überzutragen, ohne dem heiligen Andenken an das Verstorbene etwas zu entziehen?

Wenn Du es über Dich gewinnst, liebste Caroline, wieder klar durch Deine Thränen und das Gewölk Deines Schmerzes zu blicken, und

statt nur in das trostlose Dunkel des Grabes zu schaun, vielmehr an das zu denken, was Du Gott, Deinem Manne, Deinen Kindern und Dir selbst schuldig bist, so wirst Du leicht eine Antwort auf die Frage finden, die Du im Uebermaaße Deiner Schmerzen aufwirfst: Was Du denn verschuldet habest, um eine so schreckliche Erfahrung zu machen? und ob es wohl einer Mutter verargt werden könne, wenn sie bey dem Verluste ihres liebsten Kindes die väterliche Liebe der Vorsehung vermisse? — Ich wüßte Vieles hierüber zu sagen, wenn es nöthig wäre; denn ich weiß nichts zu sagen, das Dir nicht selbst beyfallen wird, sobald Du Dich ermannst und Dein gebeugtes Haupt wieder erhebst. Mit dem Entschlusse der Ertragung wird Dir auch die Kraft dazu kommen, und bey dem ersten Blicke, den Du dann zum Himmel schickest, wirst Du auch fühlen, daß, wenn Gott uns Lasten auflegt, er sie auch tragen hilft. Hiermit ist Alles gesagt. Die göttliche Weisheit ist vollkommen gerechtfertigt, wenn sie eine Kraft in uns gelegt hat, die dem Andrange des Unglücks und der Leiden das Gleichgewicht zu halten vermag. Und wer möchte das Daseyn einer solchen Kraft ableugnen? Oder wen hat je die Hülfe Gottes in seiner eignen Kraft

verlassen, wenn er sie in dem Glauben an Gottes Beystand aufgerufen hat?

Eine geistreiche Frau, die wir beyde ehren, sagt irgendwo in Beziehung auf die Räthsel des Lebens und ihren dunkeln Zusammenhang mit der Regierung der Welt: „Wenn ich in einem guten und geistreichen Buche eine oder die andere unverständliche Zeile finde, so erwarte ich, daß mir der Autor selbst die Erklärung noch geben wird *).“

*) Worte der Frau Necker, wenn ich nicht irre. Wenigstens stimmt dieser Gedanke vollkommen mit dem überein, was sie irgendwo an einen ihrer Freunde schreibt: „Wie kann ein vernünftiger Mensch es wagen, mit seinem Schöpfer zu streiten, oder seine Behauptungen gegen das höchste Wesen vertheidigen zu wollen? Der Mensch und Gott! der Unendliche und das blinde beschränkte Wesen, das für einen Augenblick auf die Erde geworfen ist, ohne ein bestimmtes Gefühl, als das seiner Kleinheit und Schwäche! Wo ist da eine Aehnlichkeit oder eine Analogie? Sie, mein Freund, erwähnen die Verirrungen des Aberglaubens, als ein Argument gegen die Religion. Was kümmern mich die wunderlichen Erfindungen der Menschen? Das Bild des größten und heiligsten aller Wesen ist in meinem Herzen; es ist in der ganzen Natur; warum soll ich es in den Verirrungen einer ungeordneten Einbildungskraft aufsuchen? Wenn man das Orakel mitten in seinem Tempel befragen kann, nimmt man da seine Zuflucht zu wahrsagenden Weibern? Aber wir wollen das höchste Wesen nicht mit unsern Fragen heimsuchen; wir wollen es anbeten, es bewundern und

Das Leben, liebste Caroline, Du weißt es so gut als ich, ist eine Offenbarung voll dunkler Göttersprüche. Wir hören die Stimme, die sie uns zuruft; wir sehen die Hand, die sie an die Tafel des Lebens schreibt; aber ihr Sinn liegt verschlossen in dem dunkeln Wort. Nur das wissen wir, daß ihre Quelle die unendliche Weisheit ist, die wir da, wo sie uns unbegreiflich erscheint, schweigend verehren müssen. Es wird eine Zeit kommen, die diese Räthsel lößt; und ein Tag wird aufgehn, vor welchem die Finsterniß weicht. Diesem laß uns harren in Gedult und demuthvoller Ergebenheit. Lange bleibt er ja Keinem aus. Deiner Lina leuchtet er früher als uns. Wolltest Du deshalb hadern mit Gott? — — —

---

ihm gehorchen; dann werden wir bald die Antwort auf alle unsere Einwürfe haben, oder vielmehr wir werden zu glücklich und zu weise seyn, um irgend einen Einwurf gegen den göttlichen Willen zu machen."

17.

Vor einiger Zeit trug es sich zu, daß in Mainau mehrere Kinder in den ersten Monaten ihres Lebens starben. Es war viel die Rede in der Familie von diesen Ereignissen, von der Unzulänglichkeit der Heilmittel und der Betrübniß der Eltern. Was nur aus diesen Kindern wird? sagte Eduard eines Abends, als dieses Gespräch im Gange war. Das Leben auf Erden ist doch eine Vorbereitung auf das Leben in der andern Welt; und der Vater sagte neulich, da vom Selbstmorde die Rede war, der Mensch sey wie eine Frucht, die erst dann abgenommen werde, wenn sie zur Reife gekommen sey. Das ist von alten Leuten gewiß wahr; aber was soll man von den Kindern denken, die so unreif abfallen? Wie kann die kurze Zeit ihres Lebens eine Vorbereitung zur Ewigkeit seyn, da sie ja noch nicht einmal den Gebrauch ihrer Sinne, geschweige denn den Gebrauch ihres Geistes haben? Ich begreife das ganz und gar nicht.

Es ist wahr, fiel Mathilde ein; ich habe daran noch nie gedacht. Aber ich glaube, daß Eduard Recht hat. Man begreift gar nichts davon. Was meinst Du, liebes Mutterchen, was wohl aus den Kindern wird, die so frühzeitig sterben?

Ich weiß es nicht, Kind, antwortete die Mutter; aber ich glaube, daß Gott für sie sorgt, wie für uns Alle, und daß, wenn er sie so früh von der Erde wegnimmt, er auch dabey seine väterlichen Absichten haben wird.

Das ist recht gut, erwiederte Mathilde; aber recht beruhigt es mich nicht. Ich möchte mehr darüber wissen. Der Grosvater könnt' es uns wohl sagen, setzte sie mit bittendem Tone, nach mir sich wendend, hinzu.

Liebes Kind, antwortete ich, ich weiß darüber gerade nicht mehr, als deine Mutter.

Aber ich, fiel Marianne mit schlauer Mine ein.

Du? fragten die Geschwister lächelnd. — Und woher ist Dir diese Weisheit gekommen? setzte die Mutter hinzu.

Ich habe sie vom letzten Jahrmarkte mitgebracht, antwortete Marianne scherzend. Als ich da bey der Tante in der Stadt war, und es so

ganz entsetzlich regnete, daß man keinen Schritt vor die Thür setzen und nicht einmal zum Fenster hinaussehn konnte, störte ich überall nach Zeitvertreib umher. Da fand ich ein Buch in schwarzem Corduan gebunden, mit goldnem Schnitte, wie ein Gesangbuch; aber es war kein Gesangbuch; doch standen mancherley erbauliche Sachen darinn. Was mir aber am meisten gefiel, war ein Kapitel mit der Ueberschrift: Wie es den Kindern im Himmel geht. Daraus hab' ich nun Alles erfahren, und da ich so viele Zeit übrig hatte, setzte ich mich hin, und schrieb das, was mir am besten gefiel, in mein Tagebuch ab.

O das muß ich auch lesen! rief Mathilde.

Laß es uns doch hören, sagte die Mutter.

Und Marianne ging, holte ihr Tagebuch und las, wie folgt:

„Einige sind der Meinung, daß nur diejenigen Kinder in den Himmel kommen, welche getauft, und durch die Taufe in den Glauben der Kirche eingeweiht sind. Diese Meinung hat keinen Grund. Denn die Taufe ist nicht das, was irgend einem Menschen den Glauben oder den Himmel verschafft, sondern sie ist nur ein

Zeichen, daß der, welcher in der Gemeinschaft der Kirche gebohren ist, die Mittel der Wiedergeburt besitzt. Man darf also nicht zweifeln, daß jedes Kind, wenn es stirbt, es mag getauft oder nicht getauft, von frommen oder nicht frommen Eltern gebohren seyn, dem Herrn angenehm ist, und der göttlichen Vorschrift gemäß von den Engeln erzogen wird."

Das ist sehr schön, sagte Eduard. Wenn man nur gewiß wüßte — —

O es ist gewiß so, rief Marianne. Höre nur weiter. Das Buch weiß Alles ganz genau.

„Die Engel bilden das Kind zu guten Gefühlen, und durch diese zur Erkenntniß der Wahrheit; und wenn es zu Verstand und Weisheit gelangt ist, wird es in den Himmel eingeführt und ein Engel."

„Alle die, so als Kinder sterben, kommen auch als Kinder in die andre Welt, mit eben so kindischem Gemüthe, gleicher Unschuld in der Unwissenheit, gleicher Zartheit in allen Dingen, jungen Pflanzen vergleichbar, die zu Engeln aufwachsen sollen. Denn die Kinder sind nicht sofort Engel, sondern nnr auf dem Wege Engel zu werden, indem sich Jeder bey seinem Eintritte in die andre Welt in eben dem Zustande

befindet, in welchem er die Erde verlassen hat; aber kurze Zeit darauf ändert sich derselbe um. Doch hat der Zustand der Kinder den Vorzug vor andern, daß er der Zustand der Unschuld ist, und daß das wirkliche Böse durch ihre freye Einwilligung noch nicht Wurzel in ihnen geschlagen hat, daher sie denn für alles himmlische Gute empfänglicher sind. Denn Unschuld ist das eigentliche Gefäß der Wahrheit, des Glaubens und der Güter der Liebe."

„Sobald nun die Kinder vom Tode erstanden sind, was unmittelbar nach ihrem Abscheiden geschieht, werden sie solchen weiblichen Engeln anvertraut, die, während ihres Erdenlebens eine vorzügliche Zärtlichkeit gegen Kinder gehegt und auch Gott vorzüglich geliebt haben. Denn diese nehmen dann, von jener mütterlichen Zärtlichkeit erfüllt, die gestorbenen Kinder wie eigene an, und die Kinder ihrer Seits lieben sie wie eigene Mütter, und jede nimmt deren so viele unter ihre Obhut, als ihre Liebe verlangt."

Ach, rief Mathilde, so werden doch die armen Kinder nicht ohne Mutter seyn. Zwar ist es nicht die eigne Mutter — aber diese kannten sie ja kaum. Wahrhaftig, das ist überaus tröstlich! Denn recht innig konnt' ich mich be-

trüben, wenn ich dachte, die Kinder mögen wohl alle Herrlichkeit im Himmel haben; aber sie haben keine Mutter! Nun aber, werd' ich mich weit weniger betrüben. —

Marianne las weiter: „Jetzt wollen wir nun kürzlich anzeigen, wie die Kinder im Himmel erzogen werden. Erstlich lernen sie sprechen. Ihre ersten Aeußerungen sind nur eine Art herzlichen Lallens, welches allmählig, so wie ihre Seele Ideen empfängt, deutlicher wird. Die erfreulichen Gegenstände, von denen sie umgeben sind, bemächtigen sich ihrer Neigungen, die insgesammt aus der Unschuld stammen, zuerst; und da diese Gegenstände geistigen Ursprungs sind, so dienen die Neigungen dazu, solche himmlische Dinge in sich aufzunehmen, die den Geist öffnen und seine Fähigkeiten erweitern."

Nach Vollendung ihres ersten Alters kommen sie in einen andern Himmel, wo sie wiederum von Engeln unterrichtet, und zu einer höhern Stufe von Vollkommenheit gebracht werden. Zuerst werden sie durch schöne Gleichnisse und Sinnbilder, die ihrer Fassungskraft angemessen sind, belehrt, und so allmählig zu der Weisheit hinaufgeleitet, deren Wesen Güte ist."

„Es ist ein Irrthum, zu glauben, daß Kinder unter den Engeln immer Kinder bleiben. Sobald sie hinlänglich an Verstand und Weisheit gewachsen sind, werden sie Engel, und erscheinen dann nicht länger als Kinder, sondern als Erwachsene. Auf dem Alter der Blüthe bleiben sie stehn.“

„Das Gefäß aller himmlischen guten Dinge ist Unschuld. Da nun die Kinder in ihrer Unschuld von der Erde hinweggenommen werden, so erwacht in ihnen schneller und sicherer, als in den Lebenden, eine unverfälschte Neigung zur Wahrheit und zum Guten. Und da sie so reine und gute Lehrer haben, so gelangen sie schneller zur Weisheit, als bey der besten Erziehung auf Erden möglich ist.“ —

Ach mein Gott, rief Mathilde, man möchte ja ordentlich wünschen als Kind zu sterben, ehe man etwas Böses gethan hat, und sich vor dem Tode fürchten muß. Aber woher, liebster Grosvater, mag der Mann, der dieses geschrieben hat, das Alles genommen haben? —

Aus seinem Herzen, ohne Zweifel, antwortete ich. Es sind die Wünsche eines lieben-

den Gemüthes, und es ist zu hoffen, daß die göttliche Güte diese Hofnungen nicht täuscht, sondern sie auf diese oder eine ähnliche Weise erfüllt.

* * *

18.

Es gibt wohl wenige Menschen, die nicht gern eine oder die andere Geschichte wiederholen, der sie ein vorzügliches Interesse beylegen; entweder weil sie selbst darinn eine ausgezeichnete Rolle spielen; oder weil sie sich schmeicheln, sie gut zu erzählen. Es gilt dieß aber auch von einzelnen Gedanken, Bemerkungen und Wendungen. Haben die Gedanken sich einmal an einen gewissen Gang gewöhnt, so bildet sich ein Geleis, in welchem sie ganz bequem fortgleiten; so daß man bey Menschen, die nicht auf sich achten, bey jeder Wendung des Gesprächs mit ziemlicher Gewißheit das Ziel bezeichnen kann, bey welchem sie anlangen werden. Ich habe Leute gekannt, bey denen ein bestimmtes Wort ohn-

fehlbar diese oder jene bestimmte Erinnerung weckte, und die dann jedesmal mit derselben Reflexion, demselben Citat und demselben Geschichtchen bey der Hand waren. Es waren dieß oft recht gescheute und kenntnißreiche Leute, die aber nicht gelernt hatten auf sich Acht zu haben, oder zu schwach waren, den Reizungen der Gewohnheit Widerstand zu thun. Auch in diesem Falle, wie in tausend andern, sind die Menschen das Spielwerk ihrer Eitelkeit, die sie zu Handlungen verleitet, die ihren Zwecke entgegenlaufen.

Ich kehrte einstmals auf einer Reise, die ich mit einigen Freunden machte, bey einem wackern Schulmanne ein, mit dem ich seit mehrern Jahren in einiger Verbindung stand. Ihn selbst traf ich nicht zu Hause, aber seine Frau. Wir hatten kaum die ersten Grüsse gewechselt, als die Frau mit verklärtem Gesichte anhub: Aber wissen Sie wohl, was uns in diesen Tagen für ein Glück wiederfahren ist? — Nun, erzählen Sie doch, damit ich mich auch darüber freuen kann. — Wir gingen am Sonntag Morgen im Hofgarten spazieren, mein Mann und ich. Nun standen wir eben ganz nah an der Thür des neuen Lustschlosses, in das Nie=

mand ohne besondere Erlaubniß gehen darf; beyde in unsern besten Sonntagskleidern; da kam die Prinzessin heraus. Wir verneigten uns, wie natürlich, sehr ehrerbietig, und hatten das Glück ihre Augen auf uns zu ziehn. Sie mochte wohl auch von meinem Manne gehört haben; und so blieb sie stehn, lächelte uns sehr huldreich an, und fragte meinen Mann, ob wir schon das Innere des Lusthauses gesehen hätten. Wir antworteten, dieses Glück wäre uns noch nicht zu Theil geworden. — Ey, da lassen Sie sich doch herumführen, sagte die gnädige Prinzessin, und gab zugleich einem ihrer Diener einen Wink. Der führte uns denn herum, und wir bekamen alle die Herrlichkeiten zu sehn. Und nachdem wir Alles bewundert hatten, wollte mein Mann dem Bedienten einen halben Gulden in die Hand drücken; aber er nahm es durchaus nicht; und da mein Mann in ihn drang, sagte er: Ihro Hoheit würden es übel nehmen. Da war denn nichts weiter zu thun. — Aber was sagen Sie zu aller der Gnade? —

Ich nahm, wie billig, an dem Glücke der guten Frau den lebhaftesten Antheil, und ließ mir gern gefallen, von Zeit zu Zeit noch einige nachträgliche Bemerkungen und Berichtigungen

anzuhören. Kurz darauf kam ihr Mann aus der Schule zurück. Sein Gesicht war noch heiterer als gewöhnlich, und so freundlich sein Empfang immer gewesen, diesesmal war er wärmer als je. Mit meinen Begleitern machte er sich nicht mehr zu schaffen, als die Höflichkeit forderte, überließ sie dann seiner Frau, und zog mich bey Seite in das Fenster. Wissen Sie wohl, sagte er, was für ein Glück uns in diesen Tagen zu Theil geworden ist? — Sie meinen mit der Prinzessin? antwortete ich. Ihre Frau hat es mir eben erzählt. — So, erwiederte er, hat sie es Ihnen erzählt? Nun, da will ich es Ihnen noch Einmal erzählen. — Und nun kam das wichtige Ereigniß noch Einmal ziemlich mit den nemlichen Worten zum Vorschein.

Und nie bin ich seitdem bey diesen wackern Leuten eingekehrt, ohne dieselbe Geschichte — diesen Lichtpunkt ihres einförmigen Lebens — bald im Ganzen, bald in einzelnen Bruchstücken, in ausführlicher Erzählung, oder in bedeutenden Anspielungen zu vernehmen. Bisweilen kam ich dem geheimen Wunsche, wenn ich ihn bemerkte, zu Hülfe; außerdem aber wußte der gute Mann das Gespräch so zu lenken, daß es für die unvergeßliche Geschichte irgend eine Handhabe bot;

und erst, wenn er damit zu Stande gekommen war, kam er in sein ruhiges Geleis zurück. Solche Anregung einer unschuldigen und gutmüthigen Eitelkeit sind wie die kleinen Splitter, die sich Einem bisweilen unter die Haut schieben, und zwar nicht schmerzen, aber doch keine Ruhe lassen, bis man sie gefunden und ausgezogen hat.

Eines Tages, wo ich den wackern Mann besuchte, fand ich ihn anders als gewöhnlich. Ich hatte ihn immer nur heiter gesehn, und zwar in jener unzerstörbaren Heiterkeit, die das ganze Gesicht des Menschen zu ihrem Spiegel hat, vorzüglich aber auf der glatten und hohen Stirn, in dem hellen Aug und auf den freundlichen Lippen sitzt. Auf dem Angesicht solcher Menschen steht ihre ganze Seele geschrieben, und man sieht durch ihre Augen bis in die Tiefe ihres Herzens, wo auch wieder Alles so selig und sonnig ist, wie auf der Oberfläche. Ich sagte ihm auch deshalb eines Tages, daß er mir ordentlich ein Bild von der ungestörten Seligkeit eines Epikureïschen Gottes wäre, und zugleich eine Widerlegung der gotteslästerlichen Meinung, daß sich die Götter, um der Erhaltung ihrer Ruhe willen, um nichts bekümmerten. Denn der Mann hat auch seine Geschäfte, wie Andre, und mehr; erstlich, als

Subconrector seine Classe, die er nach Pflicht und Gewissen in bester Ordnung hielt; dann die Verwaltung und Berechnung der Schulgelder, wo er oft mit dem Cantor seine Noth hatte, der ein etwas hochfahrender Mann war, und besser mit Noten als mit Ziffern rechnen konnte; endlich die Redaction eines Intelligenz-Blättchens, das den Einwohnern des Städtchens wöchentlich Einmal die neusten Neuigkeiten bekannt machte, und auf dessen zweckmäßige Einrichtung er sich nicht wenig zu Gute that. Aber trotz aller dieser mannichfaltigen Beschäftigungen war es immer Sonnenschein bey ihm. Deshalb gefiel ihm auch mein Gedanke so sehr, daß er ihn seiner nächsten Schulrede zum Grunde legte, indem er dem Epikur scharf zu Leibe ging, und auf das gründlichste bewieß, daß, so gut ein Gelehrter sein Schulamt und wohl noch manche andre Geschäfte nebenbey mit ungetrübter Heiterkeit verwalten könne, ja, eigentlich durch seine redliche Arbeitsamkeit erst recht heiter gemacht werde — wobey er einige Fingerzeige gab, deren Deutung auf den Redner nicht schwer fiel — Gott auch die Welt gar wohl ohne Störung seiner Seligkeit regieren könne. —

Trotz dieser glücklichen Disposition fand ich doch, wie gesagt, meinen heitern Freund eines

Tages ganz verstimmt, und es war sichtbar, daß er sich Mühe geben mußte, nur einen Schein von frohen Muth aufzubringen. Ich forschte, so weit es mit Bescheidenheit geschehen konnte, nach der Ursache der Verstimmung; aber Alles, was ich ihm entlocken konnte, war das Eingeständniß, daß ihn etwas beunruhige, worüber er doch hoffe in Kurzem Herr zu werden. Nach Verlauf einiger Zeit erfuhr ich die Sache, wie sie war, aber nicht durch ihn.

Der Subconrector hatte einen ältern Halbbruder, einen Landwirth, der in allen Stücken sein Widerspiel war. Von Kindheit an hatte er ihm Verdruß aller Art zugefügt, und ihn späterhin durch mancherley Ränke um den größten Theil des väterlichen Erbes gebracht. Bey dem besten Willen war mit dem widerwärtigen Manne kein Friede zu halten; denn die Nachgibigen hielt er für Pinsel, und meinte dadurch ein Recht zu haben, sie zu drücken und zu bevortheilen. Mitten im tiefsten Frieden überfiel er seinen Bruder mit einem Streit, wozu er die Veranlassung vom Zaune brach, und wobey immer der gutmüthige Subconrector die Hand zur Versöhnung bot, und ausser dem Schaden auch den Spott trug. Seit einer Reihe von Jahren waren sie getrennt, und

der Oeconom rieb sich an seinen Nachbarn, da er sich an dem entfernten Bruder nicht mehr reiben konnte. Das ging nun so lange als es ging. Plötzlich aber liest der Subconrector, daß über seinem Bruder ein Concurs ausgebrochen sey. Sogleich regt sich sein gutes Herz. Er zieht auf der Stelle Erkundigungen ein, und hört zu seinem größten Schrecken, daß sein Bruder in Gefahr sey mit allen den Seinigen an den Bettelstab zu kommen. Und diese Nachricht hatte er gerade an dem Tage bekommen, wo ich ihn so ungewöhnlich beunruhigt fand.

Sich lange mit einer Sorge zu schleppen, dazu war der gute Subconrector nicht gemacht. Wenn es nicht anders war, griff er herzhaft in die Dornen und zerdrückte sie, und machte sich auch aus einigen Schmerzen nichts, wenn er nur dann seinen Weg wieder ungestört fortsetzen konnte. So that er auch jetzt. Den Mann in der Noth stecken zu lassen, das konnt' er nun einmal nicht; der Mann war sein Bruder; und dieses einzige Wort ließ durchaus keine der Ausflüchte aufkommen, mit denen er sich vor der Welt gar leicht hätte durchhelfen können. Er hat es nicht um mich verdient; konnte er sagen. Er hat meine Gutmüthigkeit mehr als Einmal gemißbraucht! —

Ich bin kein reicher Mann; soll ich mich denn ganz bloß geben, und vielleicht nur neuen Undank einernten? — Ich werde alt, und muß den Nothpfennig für die hülflosen Tage zusammen halten. — Das Alles hätte er sagen können und noch Vieles andere dazu; aber er sagte es nicht, sondern beschloß kurz und gut ohne weiteres Ueberlegen dem Bruder zu helfen.

Einige der Einreden, die er gegen seinen Entschluß hätte machen können, und nicht machte, brachte seine Frau gegen ihn vor, obgleich mit großer Bescheidenheit. Ich will nichts gegen Ihren Willen einwenden, sagte sie (sie nannte ihren Mann Sie, wie viele Frauen zu meiner Zeit); es ist das Ihrige; Sie können damit nach Gutdünken schalten. Aber wir könnten ja selbst einmal in Noth kommen; wer wird uns dann helfen? — Der Subconrector antwortete nichts; aber wie er mit dem Gesichte nach dem Fenster stand, reckte er die Hand empor, und zeigte nach dem Himmel. — Ich weiß wohl, antwortete die Frau auf diese ausdrucksvolle Gebehrde, ich weiß wohl, daß man immer auf Gott vertrauen soll; aber Gott thut keine Wunder. Wenn Sie älter werden, und Ihr Amt vielleicht nicht mehr verwalten können; oder wenn

ich tod bin, und Sie krank darnieder liegen, und vielleicht Mangel leiden an Allem, und dann in Ihrer Noth denken müssen: Ich könnt' es jetzt besser haben — womit wollen Sie sich dann trösten? — Da legte der Subconrector die Hand auf die Brust, und sah wieder zum Himmel, und sagte nichts als die Worte: Mit meiner guten Absicht. — Die Augen der Frau aber füllten sich mit Thränen, und sie sagte: Nun, so folgen Sie denn Ihrem Herzen. Ich weiß ja doch, daß das, was Sie wollen, immer das Beste ist.

Jetzt erst wurde dem guten Manne recht leicht um's Herz, da er die Frau auf seiner Seite hatte, und er rückte nun getrost mit seinem Operations-Plane vor. Ich will noch Einmal mit dem Bruder Heinrich theilen, sagte er. Die Schrift fordert ja noch mehr als das. Denn da heißt es: Und so Jemand mit Dir rechten will, und Deinen Rock nehmen, dem laß auch den Mantel. Und heißt es nicht auch: Gehe hin, verkaufe was Du hast, und gib's dem Armen; so wirst Du einen Schatz im Himmel haben?

Und so that er wirklich. Er hatte einen Garten, den er selbst angelegt hatte, und der

seine ganze Freude war, und eine Baumschule darinn, und viel herrliches Blumen- und Küchen-Werk. Er nannte ihn sein Elysium, und es verging nicht leicht ein Tag, selbst im Winter, wo er ihn nicht besuchte. Von diesem verkaufte er — nur für seinen Bruder konnte er das thun — die größere Hälfte an einen reichen Nachbar, der ihm längst darum angelegen hatte, und behielt sich nur den Blumengarten und das Sommerstübchen darin. Das Gemüß und Obst, sagte er, können wir ja künftig auf dem Markte kaufen; da haben wir die Wahl. Mir wurde so der Arbeit allmählig zuviel damit. Und wenn der Nachbar den Zaun nicht zu hoch führt, hab' ich ja doch immer die Aussicht auf mein altes Eigenthum. — So tröstete er sich, und wurde wieder recht frohen Muths, so bald das Geld nur fort war, und er sich die ganze Sache aus dem Sinne schlagen konnte.

Kurz darauf aber fand er große Ursache, sich der Ausführung seines Entschlusses zu freuen. Er hatte das Geld an den Pfarrer des Ortes geschickt, wo seines Bruders Anwesen lag, und ihn gebeten, die Sache auf das Beste zu vermitteln, den Sender des Geldes aber zu verschweigen. Denn er that auch hier nach dem

Gebote des Evangeliums: Laß Deine Linke nicht wissen, was Deine Rechte thut. — Als nun das Geld angekommen war, begab sich der Pfarrer sogleich zu dem bedrängten Manne, den er beschäftigt fand, ein Gewehr in Stand zu setzen, als ob er auf die Jagd gehen wollte, und sagte zu ihm: Ein fern wohnender Freund, der aber nicht genannt seyn wollte, habe Mitleiden mit seiner Lage gehabt, und Geld geschickt — er nannte die Summe — um den Verkauf seiner Grundstücke zu hemmen. Dieses Geld hätte er in den Händen, und wenn er eine Uebereinkunft mit seinen Gläubigern getroffen hätte, könne er darüber verfügen. —

Bey diesen Worten des Pfarrers fiel dem Manne sein Gewehr aus der Hand, und er stand blaß und starr, ohne ein Wort vorbringen zu können. Erst als der Pfarrer die gute Bothschaft zum zweytenmal wiederholte, stürzten ihm die Thränen aus den Augen; er riß die Mütze vom Kopf, setzte sie wieder auf, rang die Hände, und gebehrdete sich wie ein Mensch, dem ein Unglück wiederfahren ist. Endlich rief er mit zitternden Lippen: Das kömmt von meinem Bruder Daniel! Das ist mein Bruder, der nun wieder feurige Kohlen auf mein Haupt sammelt! — Herr

Pfarrer, fuhr er dann nach einer kurzen Pause fort, dieser Augenblick macht mich zu einem andern Menschen. — Ich will Ihnen Alles gestehn. — Sehn Sie dieses Gewehr hier! Ich lud es eben. Hier liegen vier Kugeln, die eben hineinrollen sollten. — Morgen sollte mein Anwesen verkauft werden. Ich konnte das nicht überleben. Ich konnte den Tag nicht sehn, wo ich mein Haus als ein Bettler verlassen sollte. — Und da sendet mir Gott diese Rettung durch eine Hand, um die ich es sogar nicht verdient hatte! — Ach Gott, Gott! — was für ein nichtswürdiger Mensch bin ich gegen diese treue Seele! —

Dieses und noch Vieles andere sagte der ergriffene Mann in dieser Stunde der Zerknirschung, was der Pfarrer Alles an den Subconrector überschrieb. Indem dieser den Brief las, überzog sich sein ganzes Antlitz mit dem schönen Erröthen des guten Bewußtseyns, und als er an die Stelle von dem beabsichtigten Selbstmorde kam, fiel eine Thräne auf das Papier. — Dann reicht' er ihn seiner Frau hin, und als ihn diese auch gelesen hatte, sagte er: Nun, Mutter, war's nicht gut so? Ich denke, wir können nun noch Einmal so froh in unserm Gärtchen seyn. — Gott sey gedankt, der Alles so gefügt hat! antwortete

die Frau. Wir hätten uns nicht zufrieden gegeben, wenn das Unglück geschehen wäre. Aber ich sagte ja gleich, daß das, was Sie wollen, immer das Beste ist. — —

Der Subconrector lächelte seine Frau mit unbeschreiblicher Gutmüthigkeit an. Morgen, liebes Kind, sagte er — er brauchte diesen Ausdruck nur, wenn er recht Seelenvergnügt war — Morgen dürfen wir nicht unterlassen, um Mittagszeit einen Spatziergang in den Hofgarten zu machen. Es ist eben jährig, daß die Prinzessin dort mit uns sprach.

* * *

19.

Als ich zum letztenmal nach B. kam, fand ich meinen alten Freund sehr verändert; nicht krank, aber vom Alter entkräftet. Mein Besuch schien ihn zu freuen. Da ich ihn nach seinem Befinden fragte, antwortete er mir: Es geht mir ja Gott Lob recht wohl. Nur müde bin ich. Müde vom Leben. Die Nacht wird aber nicht fern seyn, wo ich ausruhn kann. — Sie haben, sagt' ich, so viel und so lang für das Vaterland gearbeitet! Kein Wunder, daß Sie müde sind. — Ich habe nach meinen schwachen Kräften gethan, antwortete er mit großer Freundlichkeit; was ich gefehlt habe, wird Gott meiner Schwachheit verzeihen. Für das Wenige, was ich geleistet habe, bin ich reichlich belohnt worden.

Und nun erzählte er mir, daß er sein Amt so lange verwaltet habe, als es ihm möglich gewesen; da er aber bemerkt, daß seine Lehrkräfte abnähmen und sein Gedächtniß schwände, und

er also hätte fürchten müssen, dem Ansehn des Schulstandes und der Wissenschaften durch seine Schwachheit zu schaden, habe er um seine Entlassung gebeten, und von seinen kleinen Ersparnissen leben wollen. Da hätte ihm aber sein gnädigster Landesherr nicht nur die Hälfte des bisherigen Gehaltes bis an sein Ende gelassen, sondern, was er billig mit noch weit größerer Freude und Rührung erkenne, ihm ein Belobungsschreiben zugeschickt, worinne seine geringen Verdienste mit den allergnädigsten Ausdrücken gerühmt, und ihm der Titel und Rang eines Conrectors taxfrey ertheilt worden. — Liebes Kind, sagte er dann zu seiner Frau, reiche doch das fürstliche Schreiben einmal her. Unserm alten Freunde hier wird es auch freuen, und er wird es mir nicht als eitele Ruhmredigkeit auslegen, wenn ich die Gnade meines Herrn dankbar erkenne. —

Während ich das Schreiben aufmerksam las, hingen die Augen des guten Conrectors, dem ich gegenüber saß, fest an den meinigen, und er folgte ihnen von Zeile zu Zeile. — Hier kömmt nun die Hauptstelle, sagte er, und deutete mit dem ausgestreckten Finger auf die Mitte des Papiers. — Ich sprach die lobenden Worte des Rescripts mit lauter Stimme aus, und wieder=

holte Einiges, mit Nachdruck; und da war es eine Freude zu sehn, wie sich die verwitterten Züge des alten Mannes belebten, und seine ganze Seele in das schimmernde Angesicht trat. — Und als nun der Schluß kam: „Und bleiben Euch in Gnaden gewogen. August.“ — Da zog er die Mütze von dem grauen Kopfe, und sagte mit freudiger Stimme die Worte nach: „Und bleiben Euch in Gnaden gewogen.“

Jetzt wurde der Mann immer heiterer. Er fing an von den Freuden zu sprechen, die er noch jetzt in seinem Alter genöße; erstlich, daß er seiner Sinne noch mächtig sey, wenn er schon nicht mehr so gut sähe, als vor dreyßig Jahren; dann, daß er den Beystand und Umgang seiner guten Hausfrau genöße; endlich, daß er so viele Dankbarkeit und guten Willen von seinen Schülern erfahre. „Sie lassen mir es an nichts fehlen, sagte er; ja, ich muß bisweilen ihre allzu große Güte zurückweisen. Wenn ich wollte, ich könnte täglich mein Glas Wein auf dem Tische haben, ohne daß es mich etwas kostete. Aber warum sollt' ich in meinem Alter schwelgen, da ich es in meiner Jugend nicht gethan habe? Also nur Sonn- und Fest-Tage ein Gläschen — sonst nicht.“

Ich ließ jetzt einige Strahlen aus dem Freudenhimmel der Jugend in sein Gedächtniß fallen, und sie verfehlten ihre Wirkung nicht. „In meiner Kindheit, sagte er, ist es mir wohl hart gegangen, wie es Waisen oftmals geht, und ich hatte öfters mehr Thränen auf meinem Brode als Salzkörner. Indessen das ging vorüber, und hat auch zu meinem Frieden gedient; und niedergedrückt, denk' ich, hat mich das auferlegte Joch doch nicht. Ist nicht das, was ich damals entbehrte, reichlich nachher ersetzt worden? Hat nicht der Himmel fast mehr Glück und Ehre auf mich gehäuft, als ich ertragen kann? Erstlich, beym Candidaten-Examen wurd' ich ja unter zehn andern, die das Ihrige auch gelernt hatten, primo loco präconisirt. Das trug denn gleich Früchte. Denn es war noch kein Jahr verflossen, als ich ohne mein Gesuch „wegen rühmlich bestandener Prüfung," wie der Ausdruck des herzoglichen Rescriptes lautete, zum Quintus an der Schule ernannt wurde, mit hundert und funfzig Thalern Gehalt, was damals keine Kleinigkeit war. Sobald ich nun im Amte fest saß, schritt ich unverdrossen zum Ehestande, und am Jahrstage meiner Anstellung wurden wir getraut, meine Sabine und ich; und ob das zum Glück ausge-

schlagen ist — wenn uns gleich Gott nicht mit Kindern gesegnet hat — mag Ihnen meine Alte hier sagen. Mich wenigstens, setzte er lächelnd hinzu, hat es bis zum heutigen Tage nicht gereut. — Ich war damals auf der Kanzel nicht weniger rüstig als in der Klasse, und es hätte bey mir gestanden in eine gute Pfarre zu rücken. Aber ich dachte: Predigen kannst du auch als Quintus, und als Schulmann hast du mehr Freyheit. Und die Freyheit hat an mir immer einen großen Verehrer gehabt. In der Schule bin ich dann von einer Ehrenstufe zu der andern emporgestiegen; habe Freude an meinen Schülern und Liebe die Fülle gehabt; und nicht wenige davon stehen auf Ehrenposten, die ihren Mann fordern. Da hat denn unser einer auch seine Freude, wenn er denkt, daß der Mann nimmermehr so hoch gestiegen wäre, wenn er nicht in der Schule einen tüchtigen Grund gelegt hätte.

Es kann wohl seyn, daß durch einen oder den andern dieser Ehrenmänner unsre gnädigste Prinzessin Etwas von mir gehört hat. Wenigstens wüßt' ich mir sonst nicht zu erklären, wie es gekommen, daß sie mich eines Sonntags, wo ich mit meiner Frau im Hofgarten spatzieren ging, angeredet hätte. Ich stand knapp am Eingange

des neuen Lusthauses, um sie recht in der Nähe zu sehn. Sie kam mit ihren Hofdamen und Cavalieren heraus, und es standen noch viele Leute umher, die sie auch sehen wollten. Da wir uns nun sehr ehrerbietig bückten, blieb sie stehn, und sagte mit einem sehr huldreichen Lächeln: Herr Subconrector, sind Sie schon einmal in dem Hause gewesen? Gehn Sie doch hinein, und lassen sich Alles zeigen. — Niemand wird mich wohl einer übermäßigen Eitelkeit beschuldigen; aber ich kann es nicht leugnen, eine solche Gnade hätte mich fast berauscht. Von dieser Zeit an hab' ich es für meine Pflicht gehalten, der durchlauchtigen Prinzessin jährlich zu ihrem Geburtstage in einem lateinischen Carmen Glück zu wünschen, das ich jedesmal selbst in ihr Vorzimmer trug. Und vielleicht hat diese kleine Aufmerksamkeit auch zu den gnädigen Gesinnungen beygetragen, die mit so vieler Huld in dem fürstlichen Belobungsschreiben ausgesprochen sind."

Nachdem der gute Mann auf diese Weise mit ungewöhnlicher Heiterkeit den Festkalender seiner glorreichen Tage durchblättert; jede Blüthe der Freude, die in seinem Leben aufgegangen war, mit rührender Dankbarkeit von neuem

aufgehoben und an sein Herz gedrückt hatte, schlief er endlich vor Ermüdung ein, und ich konnte mich lange nicht von der seligen Gestalt des unschuldigen, und durch seine Unschuld so frohen Mannes losmachen, der in seiner Beschränkung schon hienieden so glücklich war, daß nach menschlicher Ansicht die andere Welt seinem Glücke kaum noch etwas hinzusetzen konnte. Als er fest genug eingeschlummert war, zog mich seine Frau bey Seite, und sagte: „Es trifft sich gar schön, daß Sie eben heute hierher gekommen sind. Wir haben etwas vor. Es sind nemlich heute gerade funfzig Jahre, daß mein Alter in das Schulamt gekommen ist. Er hat sonst oft genug davon gesprochen; aber jetzt hat er es vergessen, und damit er nicht daran denken sollte, habe ich ihm den Kalender versteckt. Da soll er nun diesen Mittag überrascht werden. Sein verstorbenen Bruders Kinder, die sich vor Kurzem hier niedergelassen haben, und ihn wie einen Vater ehren — er hat auch immer wie ein rechter Vater an ihnen gehandelt — haben schon Kuchen in's Haus geschickt und Wein, und ich habe auch etwas zu gekocht, und ein Paar Nachbarn dazu eingeladen. Da müssen Sie nun als ein alter Freund auch Antheil

nehmen. Wer weiß denn, ob es nicht das Letztemal ist. Wir sind alle sterbliche Menschen; aber mein Alter ist jetzt gar zu hinfällig. So munter wie heute hab ich ihn lange nicht gesehn."

Da ich immer ein Freund von Familienfesten gewesen bin, ob sie gleich nicht recht mehr im Geschmacke der Welt sind, und da mich überdieß keine dringenden Geschäfte abriefen, so nahm ich die Einladung mit Vergnügen an, und freute mich schon zum Voraus auf die selige Ueberraschung des wackern Conrectors. Sein Schlaf dauerte gerade noch lange genug, um in der Nebenstube unbemerkt die Vorbereitungen des Festes zu machen, wobey ich redlich mit half, indem ich zugleich eine Gesundheit in Reime brachte, die ich dem Jubelgreise zubringen wollte. Alles war fertig, als es zwölf schlug, und da das Geräusch der hölzernen Wanduhr mit ihrem Kukuk seinem Schlafe ein Ende machte, öffnete sich die Thür, welcher er gegenüber saß, und die eingeladenen Freunde traten Paarweis herein, und stellten sich im Halbkreise vor ihm hin. Dann trat Einer vor und hielt eine kurze Anrede, welche schöne Glückwünsche der Liebe und Dankbarkeit enthielt, und von dem erstaunten

Jubelgreise, der anfänglich Alles für einen Traum hielt, auf eine Weise beantwortet wurde, aus der man wohl sah, daß er vormals auf dem Katheder und der Kanzel seinen Platz ausgefüllt hatte. Nachdem dieses vorüber war, nahmen ihn zwey in die Mitte, und führten ihn auf den Ehrenplatz, über dem ein dichter Kranz von Eichenlaub und Lorbeerblättern schwebte. Es war schön zu sehn. Der Tisch mit dem schneeweißen Tischtuche, in welches der Traum des Erzvaters Jacob gewebt war, die Blumenschnuren um die Suppenschale her, die hellen Weinflaschen und blinkenden Gläser — vor Allem aber das strahlende Gesicht meines alten Freundes, der mit unbeschreiblicher Rührung Jedem die Hand gab, Jedem dankte, und erst beym Tischgebete zu seinem nicht geringen Schrecken bemerkte, daß er in der Mütze war.

Als wir beym Braten saßen, wurde ich gewahr, daß es vor der Stubenthür lebendig wurde, und daß die andern Gäste auf etwas Besonderes gespannt waren. Sobald nun die Teller gewechselt waren, öffnete sich die Thür, und vier Knaben und eben so viele Mädchen, lauter Kinder der anwesenden Gäste, traten in ihren Sonntagskleidern herein, einen großen Kuchen

tragend, auf welchem funfzig Wachslichter brannten, und der ganze Nahme des Jubelgreises, nicht ohne einige orthographische Fehler des Zuckerbeckers, zu lesen war. Nachdem nun dieses Prunkstück auf die Mitte des Tisches gesetzt worden, überreichte der älteste Knabe ein deutsches zierlich geschriebenes Gedicht, in Goldpapier geheftet, und als es der Conrector aufschlug, zog Jedes der acht Kinder zu gleicher Zeit ein Blatt hervor, und sangen einstimmig das eben überreichte Gedicht ab. Es enthielt das Lob eines fleißigen Arbeiters im Garten des Herrn, und war so eingerichtet, daß jede Strophe mit einer Anwendung auf den Jubilarius schloß, so daß die Worte im Chor wiederholt werden konnten. Da ließ denn Jedes seine Stimme erschallen, und die schüchternen Kinder sangen jetzt auch lauter, und der Canarienvogel in der Wohnstube schmetterte so laut darein, daß man den Käfich zuhängen mußte. Dem guten alten Manne rollten während des Gesanges die Thränen über die Wangen, und da nach beendigtem Gesange einer der Neffen aufstand, und wir andern alle mit, und seinen väterlichen Oheim, dem hochverdienten Lehrer und treuen Diener des Staates und der Kirche, ein dreyfaches Hoch ausbrachte und alle

mit dem Greise anstießen — auch die acht Kinder — stand er auf, entblößte sein graues Haupt, und die strahlenden Augen zum Himmel gerichtet, sagte er: Wie dank' ich Dir, Gott, daß Du mich so viele Freude erleben läßt! Nun laß, wenn es Dein Wille ist, Deinen Diener in Friede fahren!

Die Gesundheiten folgten sich nun Schlag auf Schlag. Die meinige beantwortete der in den classischen Sprachen wohlgeübte Mann auf der Stelle mit einem lateinischen Distichon, dem er nach einer kleinen Pause noch ein zweytes folgen ließ, in welchem er das Lob alter Freunde und alten Weines verband. Da ich ihm meine Bewunderung darüber bezeigte, sagte er nicht ohne Selbstzufriedenheit: Sonst floß es mir besser. Aber der Huf meines veralteten Pegasus schlägt nur noch schwach an den Fels; daher mir der Musenquell nur tropfenweis fließt. An meiner Hochzeit, Freund, hätten Sie seyn sollen! — Heut über's Jahr ist es auch ein halbes Säculum — da war zwischen mir und dem Pfarrer in Langenwiesen, der mich getraut hatte, und ein perfecter Schulmann war, bey Tische ordentlich ein poetisches Haupttreffen. Wir feuerten mit lateinischen Versen auf einander,

daß alle Anwesenden erstaunten, und der Special, der nichts dergleichen vorzubringen wußte, uns mit den Aposteln am Pfingstfeste verglich. Du mußt das noch wissen, Sabinchen, setzte er hinzu, indem er sich an seine Frau wendete.

Wie sollt' ich nicht? antwortete die Frau. Es konnte ja vor Euch Männern kein Mensch zum Worte kommen, und Niemand verstand eine Sylbe von dem, was Ihr sagtet. Aber schön war es allerdings, und alle Gäste wünschten mir Glück, daß ich einen so gelehrten Mann bekäme.

Sie hätten, sagte der Conrector, indem er sich scherzend in die Brust warf, hinzusetzen sollen: und einen so tapfern. Denn meine Tapferkeit war es doch eigentlich, durch die ich Dich erobert hatte.

Die Frau lächelte beyfällig, und der Jubelgreis fuhr fort: Ich muß die Geschichte schon zum Besten geben; denn sie paßt zu dem heutigen Tage, wo die funfzig merkwürdigsten Jahre meines Lebens gleichsam vor mir im Sarge der Zeit liegen, und ich als Lobredner und Panegyrist ihre Personalien erzähle. In meinem Candidatenstande predigte ich zuweilen in Langenwiesen, wo meine Frau her ist, und sah bey dieser Gelegenheit die Tochter des wackern Schulmeisters — er bekam

zwey Jahre vor seinem seligen Ende, den Titel als Cantor — die jetzige hier anwesende Frau Conrectorin. Sie war ohne alle Widerrede das hübscheste Mädchen im Orte, und nach meinen Gedanken in der ganzen Welt; und ich verlange nicht in Abrede zu seyn, daß, wenn sie beym Gottesdienste der Kanzel gegenüber saß, und so züchtig vor sich hin sah, und die Luft mit den blauen Bändern spielte, die von ihrem knappen Häubchen herabhingen, und ihr Diskant schöner und heller klang, als irgend ein andrer — mir gar oft warm ums Herz wurde, und ich alle meine Andacht zusammennehmen mußte, um nicht aus dem Texte zu kommen. Nun ging ich gerade an dem Tage, wo ich den ehrenvollen Ruf an die Schule bekommen hatte, nach Langenwiesen, um am folgenden Tage da zu predigen. Es lag mir Vieles im Sinn; der erhaltene Ruf, die Predigt, meine künftige Wirthschaft, und auch mein schönes Sabinchen, die ich nun zu mir zu erheben beschlossen hatte. Während ich also in tiefen Gedanken vor mich hingehe, und kaum den schönen Abend bemerke, der sich ganz still und freundlich über Langenwiesen ausgebreitet hatte, höre ich plötzlich neben mir auf dem Kleestücke ein Geschrey von Weibern, und da ich die

Augen aufschlage, seh' ich einen wüthenden Stier, der brüllend und tobend seinen Lauf nach dem Kleestück nimmt, wo ein Mädchen, das ich augenblicklich für meine Auserwählte erkenne, und hinter ihr ein Weib mit zwey Kindern auf dem Arme, von einem Graben gehemmt, dem Angriffe des wüthenden Unthiers ausgesetzt sind. Beyde schrien entsetzlich, und Sabine schwang ihren Rechen dem anrennenden Thiere entgegen. Was konnte das helfen? — Mir stiegen vor Schrecken die Haare zu Berge; aber ohne zu zaudern, springe ich über das niedrige Zaunwerk, laufe dem Stiere vor, und versetze ihm mit meinem starken Knotenstocke einen so kräftigen Schlag zwischen die Hörner, daß der Stock in Stücken springt, und der Stier kopfschüttelnd umkehrt. Nun übermannte mich der Zorn. Ich reiße Sabinchen den Rechen aus der Hand, und verfolge das Thier, indem ich immer darauf losschlage, bis es weit genug weg ist, um an keine Rückkehr zu denken. Ich aber kehrte nun zurück, und bringe dem erschreckten Kinde den Rechen wieder, indem ich sie zugleich wegen meiner Unhöflichkeit um Verzeihung bat. Denn in der Eile hatt' ich sie gar nicht gegrüßt. An jenem Abend kam sie mir nun noch viel schöner vor als sonst; ob

ihr der Schrecken so gut stand; oder weil ihr die Abendsonne in's Gesicht schien; ich will das unausgemacht lassen; aber viel freundlicher war sie gegen mich als je, und ich konnte von Stund' an merken, daß sie mir gut war. Im Vorbeygehn sprach ich selben Abends noch bey ihrem Vater ein, und erzählte ihm den Vorfall, wie auch die ehrenvolle Anstellung, die ich erhalten, und daß ich nun darauf denken müßte, mir eine Gehülfin zu suchen. Weiter aber rückte ich an dem Abende nicht heraus. Nach acht Wochen kam die Sache zu Stande, und zehn Monate nachher war unsre Hochzeit. So kann ich also wohl sagen, daß ich, um mir eine heidnische Anspielung zu erlauben, wie ein zweyter Herkules meine Deïanira einem Stiere abgewonnen habe."

Nach Beendigung dieser Geschichte leerte Jeder sein Glas auf den Heldenmuth des wackern Freundes, und seine Frau sagte scherzend: sie hätte ihrem Manne solche Herzhaftigkeit gar nicht zugetraut gehabt, und hätte ihn von der Zeit an mit andern Augen angesehn. Denn ein herzhafter Mann, setzte sie hinzu, hat bey uns Frauen immer einen Stein mehr im Brete.

Während wir nun alle durcheinander sprachen, und Jeder seine scherzhaften oder ernsthaften Bemerkungen geltend zu machen suchte, und keiner den Andern verstand, und der Jubelgreis nur eine Pause erwartete, um noch andre, wenn schon minder glänzende Beyspiele seines Muthes zu erzählen, trug sich Etwas zu, was dem Feste eigentlich die Krone aufsetzte. Mitten in dem Getöse nemlich that sich die Thür auf, und ein Mann in schön galonirter Livrey trat herein, und hinter ihm her ein Gedräng von Kindern und Gesinde aus der Nachbarschaft, welche die Thür und den Raum vor der Thür anfüllten. Der fürstliche Diener — denn dieses war er — welcher einen silbernen Becher in beyden Händen vor sich her trug, trat mit Anstand zu dem Jubelgreise, und meldete ihm, daß Ihro Hoheit, die Prinzessin, da sie von seinem Feste gehört, ihm hier ein Andenken übersende, mit dem Wunsche, daß er noch lange Zeit Gesundheit und Lebenskraft aus demselben trinken möchte — und dabey überreichte er den silbernen, inwendig vergoldeten Pokal, auf welchem der Nahme des Jubilarius mit einigen ehrenden Beywörtern nebst dem Nahmen der fürstlichen Geberin eingegraben war. Zugleicher Zeit aber

wurde ein Korb hereingezogen, der zugleich mit angekommen war, und ein Dutzend Flaschen Hochheimer enthielt. Der Conrector war über dieses unerwartete Ereigniß so bestürzt, daß ihn seine Beredsamkeit für den Augenblick verließ, und er mit hocherröthendem Angesichte nur einige Worte von unverdienter Gnade und ewiger Dankbarkeit stammeln konnte. Den Becher aber setzte er vor sich hin, nahm ihn wieder auf, fing an die Inschriften zu lesen; aber man konnte wahrnehmen, daß ihn etwas beunruhigte. Endlich, nachdem er den Diener zum Sitzen genöthigt hatte, stand er auf, und winkte seiner Frau, die ihm augenblicklich folgte; dann kam er nach kurzer Frist angekleidet zurück, im schwarzen Amtsrocke statt des Casaquins, und statt der Nachtmütze in der weißgepuderten Perücke; und da er in dieser veränderten Gestalt seinen Platz wieder einnahm, sah man offenbar, daß er alle Gegenwart des Geistes wieder gewonnen hatte. Jetzt ließ er eine Flasche des köstlichen Hochheimers öffnen, schenkte davon in den Becher, und brachte die Gesundheit seines allergnädigsten Fürsten und seiner ganzen hohen Familie, vornemlich aber die seiner hohen Wohlthäterin aus. — Hierauf leerte er den Becher, und wir andern folgten

nach; der fürstliche Diener zuletzt. Denn daß dieser als Abgeordneter einer hohen Person, und in so fern gewissermaaßen als ihr Stellvertreter, sonderlich geehrt wurde, versteht sich von selbst. Zufällig traf es sich aber auch, daß es der nemliche war, der an jenem ewig denkwürdigen Sonntage dem Conrector, auf Befehl seiner Herrschaft, das Lustschloß gezeigt, und das Trinkgeld für seine Bemühungen ausgeschlagen hatte; ein Umstand, der dem guten Manne eine durchaus unwiderstehliche Veranlassung gab, in dankbarer Erinnerung an die genossene Gnade, der Gesellschaft jene unvergeßliche Geschichte mit beredter Ausführlichkeit mitzutheilen.

Nachdem nun der Diener von Seiten des Jubelgreises mit wiederholten Danksagungen für seine Herrschaft, und von Seiten der Frau Conrectorin mit Kuchen und Obst für seine Enkelchen reichlich beladen, entlassen worden war, war der alte Mann fast erschöpft, und wir trugen Alle darauf an, daß er es sich nun wieder bequem machen, und von allen den Anstrengungen ausruhen sollte. Ehe er sich aber unserm Wunsche fügte, nahm er den Becher noch Einmal in die Hand, hob ihn in die Höhe und sagte: „Dieses Kleinod soll immer bey der Familie bleiben, und

forterben auf Kindes-Kind zum Andenken an diesen freudenreichen Tag. Größere Ehre, sollt' ich denken, könnte einem sterblichen Menschen nicht wiederfahren."

* * *

Am folgenden Morgen, als er mit seiner Frau beym Caffee saß, und die Begebenheiten des vorigen Tages dankbar recapitulirte, sagte er: Es ist mir diese Nacht Etwas in den Sinn gekommen, was ich vom Herzen haben muß, um reine Rechnung zu haben; und ich denke, es ist jetzt die beste Gelegenheit dazu. Ich meine die Sache mit dem Cantor. Du weißt wohl noch, daß wir bey der letzten Conferenz in Unfrieden von einander gingen. Und seitdem haben wir uns nicht wieder gesehn. Es ist wahr, der Mann war fast grob, und er hat es oft an mich gebracht, und mit seinem auffahrenden Wesen konnte sich Niemand vertragen. Aber ich denke, er hat es am Ende doch nicht so schlimm gemeint. Nun ist er krank, wie ich höre, und wird vielleicht nicht wieder aufkommen; und ich kann ja auch jeden Tag aus dieser Zeitlichkeit abgerufen werden. Sollten wir nun unversöhnt

in die andre Welt gehn? Das fiel mir diese Nacht schwer auf's Herz, als ich das Vaterunser betete, und an die sechste Bitte kam, so daß ich darüber nicht wieder einschlafen konnte. Es ist wahr, nach menschlichen Verhältnissen braucht' ich ihm die Hand nicht zuerst zu bieten; aber im Grabe sind wir ja doch einander gleich, und es soll Niemand sagen, daß ich aus Hochmuth und Rangsucht eine Christenpflicht verabsäumt und meinen Schuldnern nicht vergeben habe. Da ist nun mein Gedanke — und Du wirst es billigen — daß wir uns nach seinem Befinden erkundigen lassen, und ihm von dem gestrigen Festkuchen und eine Flasche des köstlichen Hochheimers schicken, und ihm sagen lassen, er möchte auf die Gesundheit eines alten Collegen — er läßt sich gern so nennen — auf eines alten Collegen Gesundheit möchte er von diesem Ehrenweine trinken, und wenn er es leiden könnte, wollt' ich ihn besuchen.

Der Frau war Alles recht, nur der Besuch nicht; denn man könnte ja nicht wissen, was es für eine Krankheit sey. Davon aber war er nicht abzubringen, und die Frau mußte nachgeben. Nun wurden der Magd die Befehle ertheilt, und der Conrector trug ihr zu wiederholtenmalen auf, sich ja recht freundlich zu bezeigen, und dem

Cantor auch in ihrem Nahmen zu sagen, wie leid es ihrem Herrn thue, den Herrn Collegen krank zu wissen. — Er hatte keine Ruhe, bis sie fort war; aber auch da fiel ihm ein, daß der wunderliche Mann sein Gutmeinen vielleicht ungleich deuten möchte. Und dieser Gedanke beunruhigte ihn sehr. Er ging in der Stube auf und ab, trat oft an das Fenster, und ließ die Pfeife mehr als Einmal ausgehn. Endlich sah er die Magd zurückkommen. Da machte er die Stubenthür weit auf und rief ihr entgegen: Nun, Regine, wie lautet die Antwort?

Es war Alles nach Wunsch gegangen. „Nachdem ich das Compliment und die Sachen hineingeschickt hatte, sagte die Magd, ließ mich der Herr Cantor in die Stube kommen, wo er im Bette lag. Er wollte sich aufrichten; aber allein vermocht' er es nicht, und die Frau mußte ihm den Rücken stützen. Der Mann ist sehr verfallen, und sieht nicht anders aus, als ob er schon im Sarge läge. Nur die schwarzen Augen brennen ihm noch unter den finstern Augenbraunen vor — und das ist fast das Einzige, woran man ihn noch erkennt. Ich wiederholte jetzt die Grüsse, die mir der Herr Conrector aufgetragen hatte, und sagte Alles noch Einmal so, wie Sie es mir ge-

sagt hatten, und ich konnte sehn, daß es dem kranken Manne eine Freude war; denn er sah sich dabey nach seiner Frau um und nickte ihr zu. — Als ich nun meine Worte vorgebracht hatte, sagte er — aber es wurde ihm schwer, und er mußte oft Athem schöpfen. — „Meinen großen und vielen Dank an den Herrn Collegen, daß er in seinem Glücke an mich armen kranken Mann gedacht, und mir eine Erquickung und Theilnahme daran hat gönnen wollen. Ich lasse ihm vom Herzen Glück zu dem gestrigen Tage wünschen, und daß er noch viele frohe Tage haben möchte. Er verdient es, und macht es nicht wie Andere, die sich nichts um ihre alten Collegen kümmern. Mit mir wird es nicht lange mehr dauern. Sage Sie das ihrem Herrn, Jungfer; mit mir würd' es bald alle seyn. Wenn er mir also die Ehre erzeigen wollte, mich noch Einmal zu besuchen, möchte er nicht lange zaudern."

Während die Magd diese Antwort des Kranken wiederholte, verklärte sich das Gesicht des guten Conrectors immer mehr und mehr, bis sie gegen das Ende kam. Denn der Gedanke an den nahen Tod eines alten Collegen schnitt in sein weiches Herz, als ob von einem alten Freunde die Rede wäre, und die milde Wehmuth zitterte

auf seinen Lippen und in den Winkeln des Mundes, während Stirn und Aug noch im Sonnenschein stand. — Sieh, liebes Kind, sagte er, der Gedanke ist mir so recht vom Himmel gekommen. Jetzt zieh mich nur gleich an. Denn man kann nicht wissen, wenn Gott über einen Menschen gebietet. —

Der alte Mann hatte jetzt keine Ruhe, bis er in den Kleidern war, und dann ging er so schnell die Treppe hinab, als ob er einer großen Erbschaft nacheilte. Aber der Cantor hatte nichts, als ein halbes Dutzend Kinder und ziemliche Schulden. Die Conrectorin sah ihrem Manne nach, und als er die halbe Straße hinab war, schickte sie die Magd hinterher. Denn sich führen zu lassen, hatte sie ihn noch nie bereden können.

Der Conrector hatte unterwegs, um seiner Beredsamkeit Ehre zu machen, eine kleine Anrede meditirt, aber die ungedultige Dankbarkeit des Kranken schnitt ihm die Worte am Munde ab. Als er in die Stube trat, streckte der Cantor die Arme nach ihm aus, faßte die ihm gebotene Hand mit seinen beyden heißen Händen, und sagte, ehe dieser Athem zum Sprechen sammeln konnte, mit hastiger fieberhafter Stimme: Herr Conrector, Sie handeln an mir als ein Ehren-

mann. Kein anderer hätte das gethan. Gott segne Sie dafür. — Bey dem Anblicke der verfallenen Gestalt des vormals so kräftigen Mannes wurde dem Conrector so weich um's Herz, daß es ihm schwer wurde, die Thränen zurückzuhalten. Er sagte, er habe nicht gewußt, daß der Herr College so krank sey, sonst hätt' er ihn früher besucht; es thue ihm herzlich leid, ihn so zu finden; doch geb' er die Hofnung noch nicht auf, daß seine gute Natur den Sieg davon tragen werde.

Der kranke Cantor wieß den Trost mit der Hand zurück, und sagte: Der Tod spielt schon den Ausgang, und daß es nicht mit einem Miston endigt, das verdank' ich jetzt Ihnen, Herr College. Sehn Sie, wenn man so vom Sterbebette in das Grab hinuntersieht — es ist ganz etwas anders, als wenn unser Einer auf dem Chore steht, und die Gemeinde unter ihm — das Leben kömmt einem dann ganz anders vor, als wenn man dem Grabe noch den Rücken zukehrt. Da möchte man Vieles ungeschehen machen — wenn es nur ginge. Ich habe mich wohl manchmal an Ihnen vergangen. Vergeben Sie's mir. Aber Sie haben mir's schon ver-

geben, sonst hätten Sie mir nicht Gutes gethan für meine Unart.

Während dieser Rede hielt der Kranke den Conrector fest bey der Hand, und hing mit glühenden Blicken starr an seinem Gesicht. Gern hätt' er ihm auch in seinen Minen die Dankbarkeit ausgedrückt, die er im Herzen trug; aber er konnte nicht. Nur die Hand drücken konnt' er ihm. Denn ehe der Tod die letzten Banden zerreißt, an denen das Leben hängt, zerstört er die zärtern Fäden, welche die Regungen des Gemüths dem Angesichte zuführen, und dieses ist schon wie eine Eisdecke erstarrt, wenn in der Tiefe noch die Wogen des Gefühls fluthen. Aber für den Conrector bedurfte es des pathognomischen Ausdruckes nicht; die gebrochene Gestalt, und noch mehr der gebrochene Sinn des sonst so heftigen und hochfahrenden Mannes sprach laut genug zu ihm, und von Mitleid tief bewegt, suchte er nach den freundlichsten Worten milden Trostes. In Allem, was er sprach, lag auch sein harmloses und weiches Herz offen da, das durch Beleidigungen wohl erzürnt und betrübt werden konnte, aber dauernden Grolls unfähig war; und jedes dieser milden Worte legte sich erquickend an die heiße Brust des Kranken,

der jetzt nur den Einen Schmerz hatte, dieses bessere Gefühl nicht früher gekannt zu haben. Für seinen Dank fand der Kranke jetzt keine angemessenen Worte mehr. Nur das sagte er noch zuletzt: Sie haben mir den schweren Weg leichter gemacht. Gott vergelt es Ihnen, und gebe Ihnen, wenn es dahin kömmt, ein leichtes Ende!

So schieden diese alten Männer, die nie Freunde gewesen waren, freundlich von einander; und der Tod, welcher Alles trennt, vereinigte ihre Gemüther. Der Cantor starb am folgenden Tag. Von dem Weine des Conrectors hatte er nur ein halbes Glas trinken können; aber eh' er die Augen auf immer schloß, sagte er zu seiner Frau: Wenn ich gestorben bin, so sage dem Conrector, daß ich noch im Tode mit Dankbarkeit an ihn gedacht habe.

20.

Der Winter kam, und die Lebenskraft des guten alten Mannes nahm sichtbar ab. Doch sah er noch die ersten Tage des Mais, und wie die Sonne über die Dächer der Nachbarhäuser kam, und tief in seine Stube schien, fühlte er ein Verlangen seinen Garten zu sehn. Da es sehr langsam ging, und er oft stehen bleiben und ausruhen mußte, kamen hier und da die Nachbarn aus ihren Häusern, um ihn zu begrüßen; denn Viele von ihnen waren bey ihm in die Schule gegangen, oder hatten ihm ihre Kinder und Enkel anvertraut, und diese waren jetzt auch wieder Männer; und keiner war, der nicht den alten treuen Lehrer in Ehren hielt. Dieser aber gab Jedem die Hand, fragte ihn nach seinem Geschäft, und nach den Seinigen; und Mancher begleitete ihn die Straße hinab, oder bat ihn, in seinem Hause auszuruhn, oder, wenn er wieder einmal ausginge, in seinem Garten einzusprechen; so daß der letzte Gang des

alten Mannes wie ein Triumphzug war. In dem Garten ließ er sich einen Sessel in die Sonne rücken, und saß unter einem Apfelbaume, den er vor dreyßig Jahren an seinem Geburtstage gepflanzt hatte, und der jetzt seine rothen und weißen Blüthen dankbar auf ihn herabschüttelte. Einer seiner Neffen hatte die Besorgung des Gartens übernommen, da der Conrector selbst nicht mehr darnach gehen konnte, und dieser hatte ihn auch herausgeführt, und zeigte ihm jetzt Alles, wie gut es wachse und gedeihe; und der alte Mann hörte nicht auf sich zu freuen über die reinlich gehaltenen Wege, die netten Beete, und den prächtigen Tulpenflor. Alle alten Erinnerungen wachten hier in ihm auf, und ich zweifle, daß unser Urvater in sein Eden mit einem seligern Antlitz geschaut hat, als der gute Greis. Seht, Vetter, sagte er, das Alles war eine Wüste. Dornen und Disteln, nichts anders wuchs darauf. Ich habe manchen Tropfen Schweiß darauf vergossen; aber nun ist's auch ein kleines Paradies, woran ein Mensch seine Freude haben kann, und Mancher nach mir wird sich noch darüber freuen, wenn der alte Conrector längst vermodert ist. Das ist so mein tägliches Geschäft gewesen, in der Schule, das Unkraut aus den jungen Herzen auszurotten,

damit der gute Saame aufkommen könnte, und hier im Garten zu gäten und zu pflanzen. Jetzt kann ich freylich nichts mehr; aber das Gute der vorigen Arbeit gedeiht doch, blüht und grünt und trägt Früchte guter Art. —

Nachdem er dieß und anderes dieser Art gesprochen hatte, wurde er ganz still und schien im Nachdenken versunken, und was er bey sich dachte, konnte man aus der Richtung seiner Blicke abnehmen, die sich von dem Blumenschmucke der Erde zu den blühenden Bäumen, und dann zu dem blauen wolkenlosen Himmel erhoben. Dann sagte er ganz leise für sich: Wie schön hat doch Gott die Welt gemacht! Man könnte sich betrüben, davon scheiden zu müssen, wenn es nicht dort noch schöner wäre. —

Einige Stunden erquickte sich der Greis an der Sonnenwärme und dem heitern Anblick der erwachenden Natur. Dann ließ er sich eine weiße Hyacinthe abschneiden, um sie seiner Sabine mit zu bringen, die wegen einer Lähmung am Fuße ihn nicht hatte begleiten können. Es war gar zu schön, sagte er, als er wieder zu Hause angelangt war; wärst Du nur mit gewesen! Es war eben ein Tag, wie der, wo die Prinzessin mit uns sprach — Gott laß es ihr immer wohl gehn! —

und mein altes Herz war eben so froh, als es damals war. Nun Gott sey auch für diesen schönen Tag gedankt!

Gegen Abend war er früher müde als gewöhnlich, und ließ sich zu Bett bringen. Laß das Nachtlicht brennen, liebes Kind, sagte er; man kann nicht wissen, es könnte mir Etwas zustoßen. — Ist Ihnen nicht wohl, lieber Schatz? sagte die Frau. — Wohl, sehr wohl, antwortete der alte Mann; aber es liegt eine schwere Müdigkeit auf mir. Ließ mir doch etwas Erbauliches vor. Mein Lieblingslied: Nach einer Prüfung. Ich werde dann besser schlafen.

Die Frau fing an zu lesen: er wiederholte von Zeit zu Zeit einige Worte daraus — leiser, immer leiser — dann schwieg er. Die Frau legte die Brille in das Buch und sah nach ihm. Seine Hände waren gefaltet und aufgehoben; die Augen geschlossen; der Athem stand still. — Mann, sagte sie leise, Mann, wie ist Dir? — Er antwortete nicht. Sein Geist schwebte schon abwärts von der lächelnden Gestalt, und der Todesengel trug seine letzten frommen Gedanken zu dem Thron des Erbarmers.

* * *

21.

Einige Gedanken Emmanuel Swedenborgs über den Himmel.

Der Genuß des Himmels besteht nicht in der Erhebung zu einem höhern Wohnorte, noch in einem Vorzuge, den man vor andern Wesen erhält, sondern in der Liebe und dem Wohlwollen. Der Himmel ist also überall und bey Jedem, der in der Liebe ist. Der Wunsch größer zu seyn als Andere, gehört mehr der Hölle als dem Himmel an. — Wie der Mächtige seine Glückseligkeit in die Macht, und der Reiche in den Reichthum setzt, so setzt sie der Fromme in die Liebe. Die Liebe aber besteht darinn, daß man Andern von ganzem Herzen mehr Gutes wünscht, als sich selbst, und Andern mit der Absicht dient, ihre Glückseligkeit zu befördern, ohne Rücksicht auf eigennützige Zwecke.

Manche bilden sich ein, die himmlische Seligkeit bestände in dem ununterbrochenen Genusse der Ruhe. Dem ist aber nicht so. Eine fort=

dauernde Ruhe würde den Geist schlaff d. h. unglücklich machen. Denn ohne lebendige Thätigkeit kann kein Glück gedacht werden. Das Leben der Seligen besteht im Thun guter Werke, in dem Unterrichte der Geister, in dem Dienste der Menschen, denen sie fromme Gedanken eingeben, und in der Erweckung der Toden. Durch diese Dienste werden sie zu Gottes Ebenbild, und durch sie wird ihnen der Himmel zum Himmel.

Manche glauben auch, daß die himmlischen Freuden lediglich im Lobe und Preiße Gottes bestehn, und meinen, daß dieses Thätigkeit sey. Aber Lob und Preiß Gottes ist nicht an sich Thätigkeit und thätiges Leben, sondern die Wirkung eines thätigen Lebens. Gott bedarf des Lobes nicht, sondern will, daß Alle Werke der Liebe üben; und je nachdem sie diesen Willen in Ausübung bringen, empfangen sie ihr Maaß von Glückseligkeit.

Die Freude des Himmels besteht in gegenseitiger Liebe.

Alle Gesetze des Himmels bestehn in ewigen Wahrheiten, die auf das Eine, ewige und unerlaßliche Gesetz gegründet sind, Gott zu lieben über Alles, und den Nächsten gleich als sich selbst; ja, wenn ein Bewohner des Himmels

werden will wie die Engel, so muß er seinen Nächsten noch mehr lieben als sich selbst.

Den Bewohnern des Himmels ist die Gabe verliehen, die Gefühle und Gedanken Anderer auf eine den Menschen unbekannte Weise zu empfangen, und die ihrigen Andern mitzutheilen; so daß also jeder derselben seine Seligkeit allen Andern mittheilen, und die Seligkeit aller Andern in sich aufnehmen kann; so daß Jeder gleichsam ein Mittelpunkt Aller ist. In dem Maaße also, in welchem sich das Reich Gottes erweitert, vermehrt sich auch ihre Glückseligkeit, und aus diesem Grunde ist die Glückseligkeit der Himmelsbewohner unaussprechlich. Die gegenseitige Mittheilung der Liebe und Seligkeit findet aber nur bey denen Statt, welche Andre mehr lieben als sich selbst; im entgegengesetzten Falle aber, und wenn die Selbstliebe überwiegend ist, welche Andern nichts mittheilt, als die befleckte Vorstellung von sich selbst, da findet auch jene beseligende Mittheilung Aller an Einen, und Eines an Alle nicht Statt.

Geistige Dinge können keine andre Wurzel haben als die Liebe; die Quelle aller Liebe aber ist Gott, welcher die Liebe selbst ist. Demnach ist die Sonne der geistigen Welt, aus welcher

alle geistigen Dinge ausströmen, nichts anders als die reine Liebe, die ihren Ursprung in Gott hat.

* * *

22.

Im Spätsommer des Jahres 1799 besuchte mich mein alter Freund, Arnold Hill, mit dem ich in meiner Jugend einige Reisen gemacht, und viele frohe Tage gelebt habe. Seit fünf und zwanzig Jahren, wo er in England ansäßig ist, hatte er einen Besuch versprochen, und ich hatte schon die Hofnung aufgegeben, ihn wieder zu sehn, als er ganz unerwartet und unangemeldet bey mir eintrat. Er wollte sich nur wenige Stunden aufhalten, und blieb drey Tage. Es war eine frohe Zeit; ein Fest der Freundschaft und Wiedererinnerung! Wir lebten unser früheres Leben noch Einmal zusammen durch; lachten und weinten, wie es sich eben traf, und schieden endlich mit erneuter Liebe, aber als Leute von einander, die sich in diesem Leben nie, jenseit des Grabes aber gewiß wiedersehn werden.

Mein Freund hatte einen Diener bey sich, dessen offnes Gesicht mir überaus wohl gefiel, so wie ich auch an der geräuschlosen Aufmerksamkeit meine Freude hatte, mit der er seinen Herrn zu bedienen pflegte. Ich äußerte das gegen Arnold. Der Bursche, sagte er, ist das Vermächtniß meines alten Freundes Benjamin Winslow, der ihn aus einem Diebe zu einem so wackern Menschen gemacht hat, daß ich ihn fast mehr wie einen Freund ansehn kann. Es ist zu seiner Zeit in den Tagblättern von seiner Geschichte die Rede gewesen, und mein guter Patrick, setzte er lächelnd hinzu, ist gewissermaaßen ein öffentlicher Character, was er doch herzlich gern überhoben gewesen wäre.

Die Sache war diese. Vor zehn Jahren etwa wurde ein Schiffsjunge vor das Gericht der Old Bailey gestellt. Er hatte aus einem Hause, in das er sich eingeschlichen, eine Jacke entwendet, hatte sie in einem benachbarten Trödelkram für ein geringes Geld ausgeboten, und wurde hier noch während des Handels von dem Beraubten ergriffen, und zu dem Richter geführt. Der Knabe leugnete das Verbrechen nicht, führte aber zu seiner Entschuldigung an, daß ihn der Hunger dazu verleitet habe. Sein trübseliges

Ansehn gab dieser Entschuldigung Glauben. Der Richter fragte ihn, ob er an dem Tage noch nichts gegessen habe. Weder heute noch gestern, antwortete der Knabe mit einem Strome von Thränen. Das rührte nun alle Anwesenden, und keiner war, der nicht dem Knaben etwas schenkte; der Oberrichter aber befahl, ihm, ehe das Verhör fortgesetzt würde, etwas zur Stärkung zu reichen. Nachdem dieses geschehen war, erzählte er, er heiße Patrik Macdonald, sey aus Kennetikut, und habe, nachdem er seine Eltern verlohren, sich auf ein Schiff verdungen, das ihn nach London gebracht habe. Die ungeheure Stadt und alle die schönen Dinge, die darinn zu sehen wären, hätten ihn so beschäftigt, daß er ganze Tage umher gelaufen sey, um Alles in Augenschein zu nehmen. So sey es ihm denn geschehn, daß er irr gegangen, und von der Nacht überfallen, den Rückweg nach dem Schiffe nicht habe finden können. Die Nacht über habe er sich an eine Kirchthür gedrückt, aber wenig geschlafen, und als er bey Tagesanbruch wieder an den Strand gekommen, habe er zu seinem größten Schrecken gehört, daß das Schiff ohne ihn abgereißt sey. Da sey er denn nun wieder in der Stadt umhergeirrt, und weil er kein Geld gehabt,

habe er den ganzen Tag und die ganze Nacht gehungert. Denselben Morgen hätte er es endlich gewagt, einige Vorübergehende um ein Allmosen anzusprechen; sie hätten aber entweder gar nicht auf ihn gehört, oder hätten ihn gescholten, daß er als ein junger und starker Bube sich auf das Betteln lege. Darüber sey der Mittag herangekommen, und sein Hunger sey immer wüthender geworden, und er habe doch nicht mehr das Herz gehabt, um ein Allmosen zu bitten. Da sey er denn in ein Haus getreten, dessen Thür offen gestanden, und habe eine halbe Stunde auf der Hausflur gewartet, in der Hofnung, es werde Jemand kommen, den er um einen Bissen Brod ansprechen könnte. Es sey aber Niemand gekommen. Unglücklicherweise habe in der Ecke eine Jacke gelegen. Diese habe er in der Angst ergriffen, und sey damit fortgelaufen, und das wäre eben die Ursach seines Unglücks geworden.

Der Knabe hatte diese Geschichte mit so großer Offenherzigkeit erzählt, und seine Reue über die unbesonnene That war so sichtbar, daß der Kläger sein Wort gern zurück gehabt und dem armen Schelme sein Wamms gern gelassen hätte, wär' es nur nach den Gesetzen angegangen. Die Geschwornen aber, denen allen weich

um das Herz geworden war, legten dem Oberrichter die Frage vor: Ob nicht der Hunger und die Noth den Diebstahl entschuldige? — Der Oberrichter antwortete als ein gerechter Mann, daß, wenn er als Privatmann und nach seinem Herzen zu sprechen hätte, er keinen Augenblick Bedenken tragen würde, in die Meinung der Geschwornen einzustimmen. Als Richter aber sey er dem Gesetze verantwortlich, und das Gesetz kenne keine Noth, die ein Recht zu Verbrechen gäbe. Dieses möchten auch die Geschwornen erwägen, und nach ihrem Eid und Gewissen sprechen. — Dieser Erklärung zu Folge sprachen sie Schuldig aus.

Jetzt würde nun, fuhr mein Freund in seiner Erzählung fort, der arme Patrik aufgehenkt oder in ein Gefängniß zu Dieben und Gaunern eingesperrt worden seyn, wo er wahrscheinlich in kurzem gelernt hätte, das, was er Einmal aus Noth gethan, zu einem Mittel des Erwerbs zu machen. Aber der Oberrichter, ein eben so milder als gerechter Mann, erklärte, nachdem er die Strafe ausgesprochen, daß, wenn sich ein angeseßener Mann fände, der für den Knaben Sorge tragen und Bürgschaft für ihn leisten wollte, ihm die Strafe erlassen werden

könne. Benjam Winslow war einer der Anwesenden. Das Unglück des Knaben, der jetzt zitternd sein Schicksal erwartete, war ihm an das Herz gegangen, und er wendete sich mit der Frage an ihn: Wenn ich für Dich gut sagte, Patrik, würdest Du mir ehrlich dienen? — Da fiel der Knabe auf seine Knie, hielt beyde Hände empor und rief mit heißen Thränen: O gütiger Herr, bis an meinen Tod, treu und ehrlich.

Seit jenem Tage hat Patrik meinem Freunde gedient, und dieser hat nie einen treuern, aufmerksameren und verständigeren Diener gehabt. Vor drey Jahren erkrankte Winslow. Ich besuchte ihn täglich, und sah, mit welcher ängstlichen Aufmerksamkeit sein Diener jede Mine des Kranken beobachtete, und jedem seiner Wünsche zuvorkam. Nie ging ich weg, ohne daß er mich bis an die Hausthür begleitete, mir seine Besorgnisse mittheilte, und mich um baldige Wiederholung meines Besuches bat. „Es ist ein Trost für meinen armen kranken Herrn, sagte er dann. Ich seh' es an seinen Augen, wie es ihn im Innern freut, und ich fürchte, daß er nicht viel Freude mehr auf Erden haben wird." Und so war es auch. Als ich ihn

zum letztenmale besuchte, faßte er mich bey der Hand, und sagte mit schwacher Stimme: Nehmen Sie meinen Patrik in Ihren Dienst. Er verdient einen guten Herrn. — Ich versprach es, und nie hat mich dieses Versprechen gereut. Sein erster Herr hat ihm Etwas vermacht, womit er einen kleinen Handel anfangen könnte — die Kenntnisse hat er dazu — aber er will nicht. Sein einziger Ehrgeiz ist, mir zu dienen; und auch dieß ist größtentheils die Folge seiner Liebe und Dankbarkeit gegen seinen Retter, dessen Andenken er jährlich an dem Tage seiner eignen Rettung und an dem Todestage seines Herrn ganz in der Stille durch wohlthätige Handlungen feyert. Sein Capital hab' ich in meinen Handel genommen, und laß es für ihn arbeiten; und wenn ich noch einige Jahre lebe, wird es, wie ich hoffe, hinlänglich angewachsen seyn, um ihm nach meinem Tode ein unabhängiges Loos zu sichern.

* * *

23.

Ein fröhliches Mahl mit Freunden genossen, ist überall eine gute Sache, an der ein rechtschaffner Mann immer gern Theil nehmen wird; doch gibt es wenige Mahlzeiten, bey denen ich lieber möchte gegenwärtig gewesen seyn, als bey der, die Herr Hampden, ein Edelmann in England, im Jahr 1789, wenn ich nicht irre, an die Armen seines Kirchspiels gegeben hat, und von der mir auch mein alter Freund Arnold Hill berichtete, dem sie selbst von einem Augenzeugen beschrieben worden war.

Es war eben eine theure Zeit, und mancher Hausvater, dem es schon vorher sauer genug geworden war, die hungrigen Raben um seinen Tisch her satt zu machen, legte sich jetzt mit Sorgen zu Bett, und stand mit Kummer wieder auf, wenn er das letzte Brod verschnitten hatte, und aus seinem Beutel, wie er ihn auch schütteln mochte, kein Kreuzer mehr fiel. Damals war nun in Buckinghamshire, wo es auch mehr

arme als reiche Leute gab, ein Pachter, dem der Himmel für den Fleiß, womit er sein Land bestellt, eine ergiebige Waizenernte bescheert hatte; mit der fuhr er auf den nächsten Markt, wo gerade starke Nachfrage war, und setzte seinen Vorrath zu ungewöhnlich hohem Preiße ab. Ein Andrer hätte nun vielleicht sein Geld in eine Bank getragen und es auf Zinsen gelegt, oder hätte für Frau und Töchter modischen Staat eingekauft, um auf dem Sonntage in der Kirche die Bewunderung und den Neid der Nachbarn zu erregen; aber Martin — dieß war der Nahme des Pachters — that weder das eine noch das andre, sondern nahm sein Geld mit nach Hause, und bedachte sich unterwegs, wie er es am Besten benutzen könnte. Er war sonst arm gewesen, und hatte es auch jetzt noch nicht übrig; aber täglich dachte er an seine ehemaligen Vorsätze, und wie er sonst immer gesagt habe: Wenn ich nur reich wäre, so sollten's die Armen besser haben! — Da er nun jetzt mit vollem Beutel nach Hause kam, rief er seine Frau und schüttete das Geld vor ihr auf den Tisch aus, und sagte scherzend: Sieh, Rahel, dafür wollen wir uns 'was zu Gute thun. Was meinst Du, Mutter, was wohl des Menschen Herz am meisten erfreut?

Gutes Ale ist ein schweres Getränk und macht schläfrig; Claret steigt unser einem zu Kopf — und ich möchte etwas haben, das mich recht innig froh machte. — Ach, Martin, antwortete die Frau, das soll sich schon finden. Aber mir ist den ganzen Tag das Herz schwer gewesen, und wenn ich mir auch etwas zu Gute thun wollte, ich glaube nicht, daß es anschlüge. — Und da der Mann fragte, was sie denn habe, fuhr sie fort: Du warst heut Morgen noch nicht lange weg, da kam Jenny unten von der Wiese weinend und wehklagend, und sagte, ihr Vater wolle sterben, und ich möchte ihm doch um Gottes willen zu Hülfe kommen, und ihr etwas stärkendes für ihn geben. Ich konnte nun wohl denken, wie es stand, und nahm was ich eben im Hause hatte, und etwas von dem Brandewein, und lief hinunter in die Hütte. Ach lieber Gott, das war ein Jammer! Der Mann lag auf dem Bischen Stroh blaß und matt; das arme Weib kniete neben ihm, und weinte und schluchzte; die Kinder standen herum, halb nackt, und wie der leibhafte Hunger — und im ganzen Hause war kein Bissen Brod. Ach Martin, und das ist nicht das einzige Haus, wo solche Noth ist. — Ich weiß nicht, aber mir ist, als dürft' ich mit

gutem Gewissen gar nicht daran denken, mir eine frohe Stunde zu machen, so lange um uns her so vieles Elend ist. —

Martin ließ seine Frau ausreden, und hatte während der Zeit vor sich hin gesehn. Jetzt sprang er auf, faßte sie beym Kopf, und herzte und küßte sie. So mein' ich's ja auch, Mutter, sagte er. Ein frohes Herz will ich haben, und, wenn man einem Andern etwas Gutes thut, das macht das Herz fröhlicher als Wein und Bier. Jetzt laß sehn, was uns der Himmel bescheert hat. — Und nun zählte er von seinem Gelde erst den Pachtzins für den Edelmann ab, dann, was er sonst noch schuldig war, und endlich, was er noch bis zur nächsten Ernte zu nothwendigen Ausgaben brauchte. Da nun noch ein feines Sümmchen übrig blieb, sagte er: Jetzt, Mutter, zähle die Armen des Kirchspiels zusammen, und heize den Backofen, und backe für jeden Kopf zwey große Brode, und für jedes Kind ein kleineres, und schicke dann die Brode herum, und thu zu jedem Brode einen Krug Bier und zwey Gulden Silber; und wenn dann die Leute einen guten Tag haben, und ihr Tischgebet ohne Thränen sprechen, so wird es uns, denk' ich, auch gut zu Muthe

seyn, ohne daß wir etwas Anderes auf den Tisch setzen, als die gewöhnliche Hausmannskost.

Da nun die Frau ihren Mann so sprechen hörte, wurde ihr das Herz wieder ganz leicht, und sie sagte zu Allem Ja, und schüttete Mehl in den Backtrog, und buck den ganzen Tag und die ganze Nacht, und als alle Brode fertig waren, bekam Jedes, was ihm zugedacht war. Und an dem Tage war Niemand im ganzen Kirchspiel, der sich nicht satt gegessen hätte, und Mancher, der seit einem Monate kein Bier gekostet hatte, labte sich jetzt, und dankte mit Herz und Mund dem guten Pachter und seiner Frau. Diese beyden aber hatten an dem Tage nichts Besseres als gewöhnlich auf dem Tische; aber in der Brust das Bewußtseyn einer guten That und ein fröhliches Herz.

Das war denn nun so weit recht gut; aber das Beste kömmt noch nach. Denn wie, nach dem Sprichwort, ein Glück selten allein kömmt, so haben auch gute Werke eine besondere Kraft sich zu vervielfältigen. Da nemlich dem Edelmanne zu Ohren kam, auf welche Weise sein Pachter, der doch kein reicher Mann war, es angefangen habe, sich einen guten Tag zu machen,

gefiel ihm das ganz ausnehmend, und er dachte, das könne er wohl auch thun. Er setzte also einen Tag an, wo alle Armen des Kirchspiels auf das Schloß eingeladen wurden, und war in dem Saale eine lange Tafel gedeckt für die armen Leute, und eine kleinere für ihn und die Seinigen. Und an diese kleinere Tafel setzte er auch den Pachter Martin und seine Frau, und setzte sie zu oberst, was in England etwas sagen will bey einem Edelmanne. Er sagte aber, so brave Leute achte er wie seine Verwandten und Freunde, und er sey des Glaubens, daß das Herz bessere Edelleute mache, als der Stammbaum. Wie nun der Tisch angefüllt war mit den Söhnen und Töchtern der Armuth, sprach erst der Kaplan ein Tischgebet, wobey Alle aufstanden und andächtig mitbeteten; dann wurden Puddings aufgesetzt, was dort zu Lande die beste Schüssel ist, und große Rindsbraten, und für Jeden ein Krug gutes Bier. Wo aber Eines krank war, und nicht zu dem Schmauße hatte kommen können, dem wurde sein Essen in's Haus geschickt, und mehr, als er an dem Tage verzehren konnte. So aßen und tranken die Armen des Kirchspiels sich wieder satt, und Manchem war es in seinem Leben nicht so gut gegangen, wie am selben Tag.

Jetzt glaubten sie nun das Fest sey zu Ende, und wollten sich schon bey dem Wirthe bedanken; der aber sagte ihnen, sie sollten nur noch ein Weilchen verziehn, es käme noch Etwas. Und wirklich kamen vier Glückshäfen auf den Tisch; einer für die Männer, der andre für die Frauen, und zwey für die Kinder; und nachdem alle Gäste nach ihrem Geschlecht und Alter abgetheilt worden waren, griff einer nach dem andern in den Glückshafen, und zog eine Nummer heraus; der eine, 15, der andre 2, der dritte 17, und so fort, bis Jeder eine Nummer hatte. Und Jeder sah nun seine Nummer an, und dachte: Was mag das geben? und Alle sahen sich erwartungsvoll an. Da ging plötzlich eine Seitenthür auf, und die Diener brachten ein hölzernes Gestell herein, wo an vier Seiten allerley Kleidungsstücke hingen; an der einen für die Männer, an der andern für die Frauen; dann für die Knaben und Mädchen; wie auf einem Jahrmarkte; und Alles war neu und tüchtig, wie Bauern es brauchen mögen; und an jedem Stück war eine Nummer befestigt. Da hieß es nun: Jetzt suche Jedes die Nummer auf, die es in der Hand hat! — Die Männer waren darüber ganz verblüfft, und wollten erst nicht zugreifen, aber die Frauen

hatten es schnell weg, und halfen dann ihren Männern und Kindern suchen; und es währte nicht lange, so war das Gestell abgeleert, und Jedes hatte das ihm beschiedene Theil auf dem Arm, und freute sich daran. Denn Jeder fand, daß ihm eben das zu Theil geworden, was er am nöthigsten brauchte. Viele waren freylich dabey, denen Alles nöthig war.

Wie es nun an ein Abschiednehmen ging, und sich die vergnügten Leute bey dem Herrn bedankten, der es so gut mit ihnen gemeint, gab er Jedem die Hand und schüttelte sie ihm, und bey dieser Gelegenheit schob er jedem der Männer noch eine Pfund-Note in die Hand. Das war nun wieder ein neuer Jubel, und ein neues Danken, und die guten Leute würden gar nicht fertig geworden seyn, wenn sich Herr Hampden nicht schnell wegbegeben und ihrem Danke entzogen hätte. Da ihnen aber nun einmal das Herz voll war, und sie ihrer Dankbarkeit durchaus Genüge thun mußten, setzten sie den Pachter und seine Frau auf Stühle, hoben diese dann auf einen Leiterwagen, und spannten sich vor, so daß das Ehepaar, es mochte sich sträuben so viel es wollte, bis zu seinem Hause im Triumphe gezogen wurde. So einen Jubel hatte man lange

nicht erlebt, und noch erzählen die Leute in Buckinghamshire ihren Kindern und Enkeln von dem wackern Martin und dem Schmauße bey ihrem Edelmanne.

24.

Als mir mein Freund diese Geschichte erzählt hatte, sagte ich: Das ist fürwahr ein schönes Ding, wenn der gemeine Mann so christlich denkt, wie der Pachter, und die Vornehmen mit ihm wetteifern, wie sein Gutsherr that. Wenn ein solcher Sinn überall herrscht, so darf man sich nicht wundern, wenn Alt-England einen so hohen Ruhm genießt, und seine Einwohner so stolz sind.

Wie ich dieß gesagt hatte, lächelte Arnold Hill, und wiegte den Kopf hin und her, und sagte endlich: „Es ist auf unsrer Insel in diesem Punkte, wie es wohl meist überall seyn wird. Gutes ist mit Bösem gemischt. Grosmuth und Wohlthätigkeit geht in Alt-England auch nicht

auf allen Straßen umher, wie ich es in deutschen Comödien vorgestellt sehe, wo, wenn es wem an Gelde fehlt, immer ein reicher Engländer hinter den Coulissen steht, der nur auf Gelegenheit zu einer edeln That gewartet hat, und dann Guineen wie Pfennige wegschenkt. So viel ich habe bemerken können, ist auf dem festen Lande die Wohlthätigkeit nicht geringer, und es wird für Arme und Nothleidende nicht weniger gesorgt. Der Unterschied ist vielleicht nur der, daß bey Euch meist der Staat diese Sorge übernimmt, und die Einzelnen ihn unterstützen müssen; in England hingegen fast Alles von den Einzelnen ausgeht, ohne daß sich die Regierung darum bekümmert; woraus denn ein rühmlicher Wetteifer entsteht, und ein stolzes Selbstgefühl, das, wie lästig es auch bisweilen dem Fremden fallen mag, doch im Ganzen unschätzbar ist. Uebrigens ist auch die Hartherzigkeit in England gar nicht selten, und wie das Meiste bey diesem Volke aus vielen Gründen ein schärferes Gepräge hat, so sind die Beyspiele von Roheit und Grausamkeit, welche jährlich dort bekannt werden — und wie Vieles dieser Art kömmt nicht an den Tag! — schreyender und empörender, als vielleicht irgendwo." — Hierauf erzählte mir mein Freund Beyspielsweise

einige Vorfälle dieser Art, bey denen mir schauderte, und die ich deshalb so schnell als möglich der Vergessenheit übergab. Nur Eines hab' ich mir als Gegenstück zur vorigen Geschichte angemerkt, weil es viel menschlicher endigte, als der Anfang erwarten ließ.

Es war auch während der Theurung, wo ein armer Taglöhner dem Pachter, bey dem er länger als zwanzig Jahre gearbeitet hatte, dringend anlag, ihm einen Theil seines Wochenlohns in Getraide oder Mehl zu geben, und ihm dabey etwas von dem hohen Marktpreiße zu erlassen. Der Pachter runzelte bey diesem Antrage die Stirn, und ohne zu antworten, zahlte er ihm den Lohn wie bisher in Geld aus. Da aber die Noth stieg und das Geld kaum für die Hälfte der Woche reichte, wiederholte der arme Mann seine Bitte, indem er seine vieljährigen treuen Dienste, und seine zahlreichen hungrigen Kinder anführte. Der Pachter schwieg auch diesesmal, und schob den abgezählten Lohn hin. „Was soll ich damit anfangen?“ rief der arme Mann in seiner Noth; das Brod wird täglich kleiner; ich entziehe mir was ich kann; aber soll ich meine Kinder Hungers sterben sehn? Wenn ich sie weinend und hungrig zu Bett schicken muß, bricht mir das

Herz." — Des Pachters Herz blieb ungerührt. Und als der Taglöhner seine Klage von neuem anhub, rief er zornig aus: „Packt Euch fort; ich habe das Lamentiren satt. Könnt Ihr kein Brod kaufen, so stehlt's."

Bisher war der Mann treu und ehrlich gewesen. Auch die größte Noth hatte ihn nicht zum Diebstahl verführen können; und selbst jetzt, da er sich jeden Weg zur Hülfe verschlossen sah, wäre ihm doch vielleicht ein solcher Gedanke nicht in den Sinn gekommen, hätte ihn nicht die unvorsichtige Rede des Pachters geweckt. „Noth bricht Eisen, sagte er zu sich selbst, und nun schickt mich ja der Herr selber in seine Scheune und auf seinen Kornboden. Denn wo könnt' ich denn stehlen als bey ihm? Gott weiß, ich hätt' es ihm gern bezahlt, und meinen Dank hätt' er noch obendrein gehabt. Aber da er nun eben nicht anders will — —!" Und somit stieg der Mann in seiner Verzweiflung in derselben Nacht auf den Kornboden, und maaß sich unter großer Angst einen Scheffel Waizen zu, und als dieser alle war, noch einen, und so auch zum drittenmale. Da wurde der Pachter gewahr, daß ihm Waizen wegkam, und er gerieth darüber in große Sorge; aber auf den

Mann, der immer so treu und ehrlich gewesen war, hatte er keinen Verdacht, sondern auf Andre, denen er nicht auf die Spur kommen konnte. Er ließ also die Sache in die Zeitungen setzen, und versprach dem, der ihm den Dieb anzeigen würde, eine Belohnung von fünf Guineen. Hatte nun der Taglöhner vorher Angst gehabt, so wußte er sich jetzt nicht mehr zu lassen; denn wer in seine Hütte trat, den hielt er für einen Angeber, und er sah schon im Geiste die Gerichtsdiener ihm auflauern, und den Henker, der ihm den Strick um den Hals legte. Das hielt er zwey Tage und zwey Nächte aus; aber nicht länger; denn am dritten Morgen ging er zum Friedensrichter und gab sich selbst an, indem er ihm seine That unter vielen Thränen erzählte, aber auch seinen und seiner Kinder Hunger nicht verschwieg, und des Pachters harte Rede. Da gab der Richter einem seiner Diener den beängstigten Dieb aufzuheben, und schickte den andern nach dem Pachter aus. Der erschien auf erhaltne Ladung sogleich. „Euer Dieb, sagte der Richter, ist mir angezeigt worden, und zwar mit Umständen, die nicht an der Wahrheit der Angabe zweifeln lassen; aber der Angeber will nicht gekannt seyn. Gebt mir also die versprochene Belohnung; ich will sie ihm

zustellen, und dann soll Euch der Nahme des Diebs angezeigt werden.“ Dem Pachter war das ganz recht, und da er keinen Schilling darum gegeben hätte, eine verhungerte Familie zu sättigen, erlegte er mit Freuden fünf Goldstücke, um einen armen Dieb an den Galgen zu bringen. Der Friedensrichter, der ein menschliches Herz hatte, sagte ihm nun, daß der Dieb ein sehr armer Mann sey, der bis jetzt ganz unbescholten gelebt, aber durch die Noth und durch seine Hartherzigkeit zur Verzweiflung getrieben worden sey; auch möchte er sich besinnen, daß er ihm selbst den Rath gegeben, wenn er kein Brod kaufen könne, welches zu stehlen. Da er also selbst die Veranlassung gegeben habe, daß ein sonst ehrlicher Mann seine Pflicht vergessen, so möchte er sein Gewissen bedenken, ob er es wohl vor Gott verantworten könne, wenn er diesen unglücklichen Mann der Gerechtigkeit überlieferte, und seine hülflose Familie ihres Vaters beraubte. Und nachdem er ihm auf diese Weise beweglich zugeredet, führte er ihm noch überdieß zu Herzen, welchen Schimpf er auf sich laden würde, wenn die Sache durch die öffentliche Verhandlung bekannt würde, und, was in dieser aufgeregten Zeit auch zu beherzigen wäre, welchem grimmigen Hasse der Armen er sich aus-

setzte. — Diese Vorstellung wirkte. Theils aus Schaam, theils aus Furcht, that der Pachter auf die Klage Verzicht, und wurde fortgeschickt. Der Taglöhner aber wurde noch einmal vor den Richter gebracht, und scharf vermahnt, sich nie wieder — auch durch die dringendeste Noth nicht — zu einem ähnlichen Fehltritte verleiten zu lassen, der ihm jetzt nur in Rücksicht auf sein früheres schuldloses Leben verziehen werde. — Die fünf Goldstücke aber wendete der Richter für den Mann an, der sein eigner Angeber gewesen war, und kaufte ihm und seinen Kindern Kleidungsstücke und Lebensmittel dafür. Die Zeiten wurden auch bald darauf besser und das Brod wohlfeiler. Der Taglöhner diente von nun an wieder ehrlich, wie zuvor, und der Pachter nahm sich auch aus der Geschichte eine Lehre, und gab seinen Dienstleuten nicht mehr so schnöde Antworten und so bedenkliche Rathschläge, die ihm selbst zum Nachtheil gereichten.

* * *

25.

Seitdem die Frauen angefangen haben, so entsetzlich viel zu lesen, hat ihre Unterhaltung aufgehört belehrend zu seyn. Die Ursache ist leicht aufzufinden. Da es bequemer ist, Andre für sich denken zu lassen, als selbst zu denken, die Bequemlichkeit aber bey weitem die verführerischste aller Schooßsünden ist, so entwöhnen sich selbst die Geistreichen von der Erzeugung eigner Gedanken, indem sie sich mit dem Wahne eines Reichthums täuschen, der, wie ein Schatz im Traum, eben wenn man ihn brauchen will, zerrinnt. Es wird dem weiblichen Geiste leicht, fremde Gedanken aufzufassen; aber was kann es helfen, auf den fruchtbarsten Boden Saamen zu streuen, wenn man ihn nicht in eine Tiefe legt, wo er Wurzeln schlagen kann, die ihn, wenn der Wind über die Erde geht, fest halten. Der Geist einer Frau, die in zwey oder drey Lesecirkeln abonnirt ist, und wohl noch beyläufig von ihren literarischen Freunden die

neusten Neuigkeiten leiht, gleicht vollkommen einem Acker, der am Ufer eines reißenden Stromes am Abhange liegt; denn da dieser durch die periodischen Regengüsse jeder Messe unvermeidlich aus seinem Bette getrieben wird, so spült er von dem benachbarten Acker alles gesunde Erdreich hinweg, und läßt nichts zurück als den toden steinigen Grund, der nichts mehr erzeugen kann. Hat eine solche Viel-Leserin ein glückliches Gedächtniß, so hängt sich wohl einiges Fremde bey ihr an, wie an den Dornbusch die Wolle der vorüberziehenden Heerden; aber die Männer kommen ihr dabey bald auf die Spur; und wenn sie ihr auch nicht gerad ein Plagiat nachweisen können, so legt doch schon die Bunterey des Gewandes, in das sie sich hüllt, und die Verschiedenheit seines Stoffes Zeugniß gegen sie ab. Aber nicht alle Frauen haben ein gutes Gedächtniß; bey den meisten gleicht es dem Fasse der Danaïden, das sich nie füllt; statt daß der selbstthätige Geist, wie eine denkende Frau irgendwo sagt, wie das Horn der Amalthea, so oft es sich auch leert, immer wieder Neues aus sich selbst erzeugt. Ohne diese Selbstthätigkeit, die eben durch die Fluth der Leserey erstickt wird, bringt es Alles Lesen zu Nichts, nicht einmal zu einem tüchtigen Urtheile.

Denn wenn sich ein Geschworen Gericht in seinem Verdict auf Schuldig, Nicht-Schuldig beschränken muß, so ist doch ein nüchternes Das Buch hat mir gefallen, oder nicht gefallen kein Verdict, und belehrt gerade nicht mehr, als die Lobsprüche, mit denen die Verleger die Bücher in die Welt schicken, die sie gedruckt, aber nicht gelesen haben.

Ich hörte einstmals in der italienischen Komödie den Harlekin sagen: Vorzeiten lernten die gnädigen Herrn Nichts, und wußten Alles; jetzt lernen sie Alles, und wissen Nichts. — Kann man nicht dasselbe auch von den Frauen sagen? Ich spreche nicht eben von der Masse der Kenntnisse — denn eine Frau soll und will kein Professor seyn; aber von der Masse der Gedanken, welche jener unendlich vorzuziehen ist. Diese wird nicht erworben durch Lesen, sondern durch Denken; so wie man nicht reich wird durch Borgen, sondern durch Erwerben. Eine Hausfrau, die das Ihrige thun will, hat nicht viel Zeit zum Lesen übrig; aber zum Denken sehr viel; denn ein großer Theil ihrer Beschäftigungen gibt ihr volle Musse dazu. Dieß ist ohne Zweifel die Ursache, weshalb sich in einem Weiberkopfe ein Gedanke, und in einem Weiberherzen ein

Gefühl, das Einmal darinne Wurzel geschlagen hat, nicht leicht wieder ausrotten läßt, und daß sich Liebe und Haß auf eine Weise bey ihnen anbauen, wovon wir Männer kaum eine Vorstellung haben. Wenn sie nun über das, was sie auf diese Weise zu ihrem Eigenthum gemacht, was sie von allen Seiten betrachtet, in seine Elemente aufgelößt, dann wieder zusammengesetzt, und mit dem Hauptstocke ihrer eigenthümlichen Gedanken und Gefühle vereinigt haben — wenn sie darüber sprechen, so ist ihr Gespräch immer belehrend und anziehend, weil es uns in ihr Inneres blicken läßt, wo wir oft ganz unerwartet mehr Wahrheit, Tiefe und Weisheit finden, als wir durch alles Nachdenken hätten aufspüren können. Diese Eigenthümlichkeit ist es, die uns in Gespräche gebildeter Frauen bezaubert, die durch keine Bücherweisheit ersetzt, und durch die grenzenlose Lesewuth zerstört wird. Die Arbeitsamkeit der Biene hat oft als Bild für die Hausfrau gedient; wir können dieses Bild auch für unsern Gegenstand brauchen und weiter führen. Nie trägt die Biene die Gaben der Blumenwelt in ihr Haus, ohne sie in der geheimen Werkstätte ihres Innern zu etwas Neuem umgewandelt zu haben; und der köstliche Honig, welcher ihre Zellen füllt, ist

so ganz ihr Werk, daß keine Scheidekunst die Blumen und Blüthen nachzuweisen vermag, aus denen er bereitet ist. Auch der Frauen Gedanken sollen ihr eigenstes Eigenthum seyn; Niemand soll sagen können, sie spreche wie dieses oder jenes Buch, oder überhaupt wie ein Buch; aber Jeder soll fühlen, daß sie den Stoff dazu aus den reinsten Blüthen und Nectarkelchen des Geistes gesogen hat. Dasselbe Bild bietet noch Eine Lehre dar. Auch der Schmetterling schwirrt von Blume zu Blume; aber es genügt ihm aus den süßen Kelchen zu kosten, und während die Biene nie Zeit zum Zeitvertreibe hat, kennt er kein anders Geschäft, als mit andern seiner Art umher zu gaukeln; und so erstarrt er denn nach wenigen durchscherzten Lebenstagen, ohne etwas zu bilden, oder irgend eine Spur seines Daseyns zurückzulassen. Wäre das Leben nur ein Spiel, so möchte vielleicht dieses Taumeln von Buch zu Buch, wobey gar nichts gewonnen wird, als die bequemste Art von Zeitvertreib, gestattet seyn. Aber welche Frau möchte sich wohl gestehn, daß sie nur lebe, um sich die Zeit zu vertreiben, und daß sie nur lese, um die unerträgliche Bürde ihres unnützen Daseyns zu vergessen? Alles Lesen, das den Geist nicht nährt, ist Zeitverderb. Keine Leserey aber

kann bilden und nähren, bey der man nicht denkt.

Die Frauen klagen, daß sie von den Männern verlassen werden. Es ist wahr, in dem gesellschaftlichen Leben zeigt sich eine Spaltung beyder Geschlechter, welche früher unbekannt war. Die erste und größte Schuld mag auf Seiten der Männer seyn. Aber sind darum die Frauen gänzlich frey davon? Und ist nicht vielleicht ihr müssiges geisttödendes Lesen die erste Quelle der Verarmung unsrer Gesellschaften?

Ich komme bisweilen in Häuser, die etwas auf Erziehung halten, und finde kleine Mädchen darinn in einem Alter, wo sie sonst mit Küchengeräth und Puppen spielten, über Bücher gebückt. „Sehn Sie, sagt dann wohl die Mutter nicht ohne Selbstgefälligkeit, das Kind ist nicht von den Büchern wegzubringen. Sie verschlingt sie ordentlich, und ich weiß kaum, wo ich genug zu lesen für sie herbekommen soll. Denn mehr als Einmal ließt sie nichts. — Und sehn Sie nur! Sie hört nichts von dem, was wir hier sprechen, so vertieft ist sie. Oft fürcht' ich, es möchte ihrer Gesundheit schaden.“

Wohl hast Du recht, Du gute und unbedachtsame Mutter, zu fürchten, daß bey dieser

Lesewuth die Gesundheit Deiner Tochter leiden möge, aber das, was hier leidet, ist nicht der Leib, sondern etwas Besseres und Höheres. Sie wird sich an diesen heillosen Müssigang gewöhnen, der ihrer Eitelkeit schmeichelt; denn sie wird glauben, etwas Besseres zu thun, als ihre Altersgenossen, die dem kindischen Hange folgend, mit Puppen spielen, oder sich im Freyen bewegen. Ihr Geist, immer von fremden Gedanken und fremden Gefühlen angeregt, und bald nach dieser, bald nach jener Seite gezogen, wird keinen Eindruck festhalten; den blossen Schatten einer erdichteten Welt hingegeben, wird sie sich in dem wirklichen Leben nicht zu bewegen verstehn; sie wird mit den erdichteten Wesen ihrer Bücher weinen und sich freuen; aber die Leiden und Freuden der Ihrigen werden sie kalt lassen. Sie wird Alles lieben, was nicht ist; sie wird sich Glück wünschen zu ihrem Schatten-Gefühl, und sich für etwas Edleres halten, weil edle Geister für ihren Zeitvertreib arbeiten; aber wie die Welt der Bühne schattige Wälder hat, aber keine Kühlung; Springbrunnen und Wasserfälle, aber keine Labung; Flammen, aber keine Wärme; so werden auch durch das Gemüth deines belesenen Kindes alle Bilder des Himmels ziehen, aber kein

Himmel wird sich darinne bilden; denn nicht genährt durch die Theilnahme an dem wirklichen Leben, werden die Quellen des Gefühls in ihrem Innern versiegen; sie wird nur Worte haben, aber keine Empfindungen, und in ihrer starren Selbstsucht wird sie aller Freude und Liebe absterben, Niemanden erfreuend und beglückend, auch sich selbst nicht.

26.

Es ist eine sonderbare Erscheinung, daß wir Deutschen, ein bedachtsames Volk, und um unserer Langsamkeit willen bey Andern verschrien, in unserm literarischen Treiben einen Leichtsinn und eine Flatterhaftigkeit zeigen, von welchem andre des Leichtsinns beschuldigte Völker frey zu seyn scheinen. Ich will nur an die literarische Bildung unsrer Jugend erinnern. Wo ist hier eine Spur von Bedachtsamkeit, oder von jenem systematischen Geiste, auf den wir uns so viel zu Gute thun, und über den sich die Aus-

länder so lustig machen? Für den Knaben ist ebenfalls in der Schule durch die Anordnung seiner classischen Studien gesorgt; obschon auch hier Vieles anders seyn könnte; aber sobald er aus der Classe heraustritt, und nach Unterhaltung umschaut, ist er da nicht dem Zufalle und seinen zwey und dreyßig Winden Preiß gegeben? Und die Mädchen? Erkennen sie ein anderes Gesetz ihrer Leserey? oder lassen sie sich bey der Wahl durch etwas anderes bestimmen, als durch die zufälligen Empfehlungen ihrer Spielgenossen, den zufälligen Geschmack oder die Laune des Vorstehers ihres Lesecirkels, oder endlich die zufällige Gelegenheit dieses oder jenes Buches sogleich nach seiner Erscheinung habhaft zu werden?

Ich weiß nicht, welchen Schriftstellern die heutige Welt vorzüglich huldigt; aber zu meiner Zeit — um nach der Weise alter Leute zu sprechen — hatte jedes Jahrzehn einen eigenen Abgott, vor dem sich Alles niederwarf, und der gewöhnlich in dem nächsten Jahrzehn, wenn ihn ein neues Idol verdrängt hatte, so vollkommen abgesetzt war, daß die besser belehrte Jugend stolz und keck über seine Werke hinwegschritt. Ich fürchte, daß es jetzt nicht viel an-

ders ist. Hat sich nun vielleicht der eine und der andere Nahme — es mögen ihrer wenige seyn — in einigem Ansehn erhalten, so ist es doch eben nur ein Ansehn auf Treu und Glauben, bey dem man ohne weitere Prüfung vorübergeht, um nur nicht in dem Genusse des Neuen und Neusten gestört zu werden. Auf diese Weise aber ist kein Mittelpunkt vorhanden, um den sich die Nation vereinigen; kein Altar der Kunst, zu dem die Mutter ihr Kind mit Zuversicht führen könnte, wie sie selbst vormals von der ihrigen geführt worden ist; kein Capital, das allen Gebildeten der Nation gemeinschaftlich wäre, das auf Kinder und Enkel forterbte, und Jeden, der nach Bildung strebte, mit seinen Zinsen bereite Hülfe trüge. Wenn unsre überrheinischen Nachbarn nie so sehr von dem Reize der Neuheit fortgerissen werden, daß sie — so viel ich habe bemerken können — nicht immer wieder zu den alten Heroen ihrer Literatur zurückkehrten, und ihre Bewegung dem Gesetze der Anziehung unterwürfen, die sie an einem gemeinsamen Heerd bindet; so flattern wir, mit einer Unstätigkeit, die um desto tadelnswerther ist, da sie aus Trägheit entspringt, unablässig dem neusten Meteore nach, in welcher Gegend es auch immer auf-

gehen mag, und gaffen, staunen und bewundern so lange, bis uns wieder ein anderes, vielleicht in einer entgegengesetzten Richtung anzieht. Die Folgen davon sind klar, und man ist sicher nicht ungerecht, wenn man behauptet, daß der Zustand unsrer geistigen Bildung den Mitteln, welche sich dazu bieten, im Allgemeinen keineswegs entspricht, und daß sich, trotz alles Lesens und alles Jagens auf dem Gebiete des Geschmacks, doch nichts seltener findet, als ein gebildeter und sichrer Geschmack. Nicht vieles Einkommen macht ein Haus reich, sondern verständige Wirthschaft; und wie viele Farben man immer auf eine Pallette setzen mag, ein Bild wird darum noch nicht daraus. Unsere, an den Geschmack der Leihbibliotheken verdungene Jugend schleppt Geräth über Geräth in ihr Haus, und wundert sich dann doch, daß nichts zusammenstimmt, und Alles so wüst darinn ist. Ohne Wahl kömmt nicht einmal ein gehöriges Mittagsessen zu Stande, geschweige ein zierliches Fest, oder ein geistreiches Werk. Wenig, aber gut, war das Gesetz unsrer Grosmutter in ihrer Oekonomie; wenige, aber gute Freunde, sagten unsre Väter; und ich setze hinzu, wenige, aber gute Bücher. Wer mit aller Welt Umgang

pflegt, lernt keinen recht kennen, und liebt keinen recht; und wer alle Bücher verschlingt, wird dadurch sicher kein weiser Mann. Darum sagten die Alten: Nicht Vielerley, aber Viel. Ein gutes Buch hundertmal gelesen, gibt mehr Nahrung, als hundert Bücher, die man nur Einmal liest.

27.

Unter allen weiblichen Eigenschaften kenne ich keine, von welcher Asmodi zur Störung des häuslichen Glücks bessern Gebrauch macht, als die Beweglichkeit der weiblichen Phantasie. Ich bin gewiß weit entfernt, der Phantasie überhaupt den Krieg zu machen; sie ist eine vortrefliche Sache und eine der reichsten Quellen der Freude; aber sie gleicht der Feder in der Uhr, die das ganze Werk in Bewegung setzt, aber nur durch die Hemmung in Gang erhält. Ohne das Gegengewicht des Verstandes, der Ordnung und einer klugen

Gewöhnung überstürzt sich die Phantasie, und sieht sich bald in der traurigen Nothwendigkeit, wenn sie in ihrer ungestümen Hast ein ganzes Gebäude von Harmonie zerstört hat, über Trümmern zu brüten.

Welche Wirkung kann ein Wort, ein einziges Wort in einem Kopfe hervorbringen, den die Phantasie beherrscht! Das Wort wandelt sich in ein Bild; an das Bild knüpft sich ein Gefühl, an das Gefühl ein Wunsch, an den Wunsch eine Forderung; und wie lang kann die Kette der Dinge seyn, die sich an eine Forderung knüpft! Und das erste Glied dieser Kette hing vielleicht an einem Misverständnisse.

Herr von Malesherbes erzählte eines Tages einer Freundin, mit der er sich auf dem Lande befand, daß er in seinem Garten eine Ceder von Libanon habe. Das muß ja etwas Herrliches seyn, sagte die Dame. Zeigen Sie mir sie doch. — Er führt sie in den Garten; sie geht voraus, und den Kopf in der Höhe, suchen ihre Blicke den hochragenden Gipfel des prächtigen Baumes. Malesherbes geht mit dem Augenglase hinterdrein. Plötzlich bückt er sich, und bedeckt ein Pflänzchen mit der Hand, das nur zwey Zoll über der Erde emporragt. Hier ist

sie! ruft er. Und die überraschte Frau sieht statt des Riesenbaumes ein unbedeutendes Pygmäenbäumchen! —

Misdeutungen dieser Art begegnen der Phantasie täglich, aber sie endigen nicht immer, wie dieser, mit Lachen. Ein Mädchen, das sich an die Einflüsterungen dieser Gauklerinn hingegeben hat, wird die Worte Liebe, Liebhaber und Bräutigam nicht ohne Herzklopfen hören. Mit ihnen rückt in ihrem Kopfe sogleich die ganze Scenerey eines idealen Arcadiens vor, in welchem die Gestalt eines unbeschreiblich schönen, höchst geistreichen und liebenswürdigen Mannes ihre Augen blendet, der nach den zärtlichsten Aeußerungen einer poetischen Liebe zu ihren Füßen sinkt, jeden ihrer Winke beobachtet, nur auf ihre Wünsche horcht, und jeden dieser Wünsche augenblicklich und im Uebermaße erfüllt. Es stört ihre Träume nicht, daß dieser Phönix kaum Einmal in einem Jahrhunderte erscheint, und daß die Frau, die er an seine Seite erhebt, keineswegs immer die glücklichste ist; und meist geschieht dann eins von beyden, entweder, daß sie nach langen Harren statt des erwarteten Phönix aus Verzweiflung einen Raben nimmt; oder daß sie mit gaukelnder Selbsttäuschung den Ra-

ben für jenen Wundervogel hält, bis der Talisman des Traurings den Zauber zerstört. In keinem dieser beyden Fälle ist für einen so beginnenden Ehestand viel Freude zu hoffen. Eine verständige Frau kann an der Seite eines einfachen und prosaischen Mannes, der sie liebt, aber nicht anbetet, vollkommen glücklich seyn; die unverständige hängt an ihren Phantasien, und betrauert, vielleicht dem Manne gegenüber, das unselige Loos der Frauen, das sie gemüthlosen Männern zum Opfer gibt. In einem solchen Herzen, unter dem Wolkenhimmel einer sentimentalen Traurigkeit, brüten die Basilisken häuslichen Unglücks ihre Eyer aus. Diese Brut gedeiht schnell. Während dann der Unfriede im Innern tobt, steht die Eifersucht an der Thür, und neben ihr schleicht die Untreue ein, die hinter der Larve einer Huldgöttin ein Medusenhaupt verbirgt. Auch neben diesen Ungethümen treibt die Phantasie ihr verwirrendes Spiel. Eine gefällige Dienerin der Leidenschaften schmückt sie Betrug und Lüge, Wuth und Rache mit ihren schimmernden Farben aus; und wo ein Paradies blühen sollte, glüht eine Hölle. —

Ein Mädchenkopf, in welchem die Phantasie den Zepter führt, gleicht dem Gebiete der Alcina, das mit dem Scheine aller möglichen Herrlichkeit geschmückt ist, während das Land umher öd' und wüst liegt. Und dieser Zaubergarten selbst, mit seinen Dianenbäumen und seinen Phantasmorasien, wird in dem Augenblicke zur Wüste, wo die Wirklichkeit den Talisman der Zauberin zerstört. Die Phantasie in ihrer Alleinherrschaft ist wie ein Traum, der den Hungrigen an eine wohlbesetzte Tafel setzt, von der er noch weit hungriger aufsteht; und nicht genug, daß das, was sie selbst bietet, nur ein Farbenspiel ist, und weniger als Schaum, so hindert sie die Oekonomie des Verstandes, wenn er etwas Dauerhaftes anfführen will. Sie ist ein Proteus und schlimmer als dieser, der seine Gestalt nur verändert, um sich den Banden der Gewalt zu entziehn, während die Phantasie ihre Maske nur darum wandelt, weil ihr alles Bestehende sogleich langweilig, das Langweilige aber sogleich unerträglich wird. Wenn nun nach dem Ausspruche eines weisen Mannes der Anfang aller Tugend die Ueberlegung, ihr Ziel und ihre Vollendung aber die Beharrlichkeit ist, so kann da, wo die Fata Morgana der Phantasie regiert,

an keine Tugend zu denken seyn. Sie ist die ächte und fruchtbare Mutter der Launen, einer Art von Poltergeistern, welche jede Wirthschaft in Verwirrung bringen, und sich wiederum in der Verwirrung, als in ihrem eigenthümlichen Elemente, vermehren. Eine Frau, die es mit dieser Brut hält, gleicht den Staubfäden der Distel, die von ihrem mütterlichen Schooße losgerissen, als ein Spiel der Lüfte aufwärts und abwärts flattern, der Hand, die sie greifen will, entfliehn, und zuletzt in Staub und Schmutz Ruhe finden; wobey das Allerschlimmste ist, daß sie sich in dieser flatterhaften Unbeständigkeit gefällt, und sie zu einem Ingredienz ihrer Liebenswürdigkeit macht. An Tugend ist dabey nicht zu denken, und wenn sie nicht im Laster untergeht, so mag man es dem Zufalle danken, der ihr nicht gerade die Richtung nach dem Abgrunde gab. Auch ein gesetztes Gemüth hat täglich Ursache Gott zu bitten, daß er Versuchungen von ihm abwehre, und es ist Niemand so fest in der Tugend, der nicht einen Theil seines Verdienstes dem Glücke zuschreiben müßte, der seinen Fuß vor schlüpfrigen Stellen bewahrt hat. Ein launenhaftes Gemüth aber hat schlechterdings keinen Compas, und wer kann hoffen, daß ihm alle zwey und

dreyßig Winde immer so günstig wehen werden, daß er nie an einer Klippe scheitert, oder auf einer Untiefe sitzen bleibt?

* * *

28.

Auf einer Reise, die ich nach Vollendung meiner medicinischen Studien durch Frankreich machte, kam ich nach Rheims. Ich hatte die Merkwürdigkeiten der alten Stadt besehen; der Morgen war heiß, und ich kam hungrig und durstig in den Gasthof zurück. Man hatte sich eben zu Tisch gesetzt. Ich forderte ein Glas Wasser. Aber trotz meines Durstes war das Wasser so schlecht, daß ich es nicht trinken konnte. Wie kömmt das? sagte ich. Der Wirth zuckte die Achseln. Es wird bald besser werden, antwortete er.

Da mir diese Antwort etwas sonderbar vorkam, sah ich meinen Tischnachbar lächelnd an. Herr Davriant hat Recht, sagte dieser.

Wir können bald auf besseres Wasser hoffen. Man ist eben beschäftigt, eine Leitung bis zu einer Stelle zu führen, wo gutes und reines Wasser im Ueberfluß quillt. Wenn Sie also im nächsten Jahre wiederkommen, so werden Sie dieser Klage wahrscheinlich abgeholfen sehn.

Ein Geistlicher, der mir gegenüber saß, nahm jetzt das Wort und sagte: Ist es auch recht, meine Herrn, das Gute zu genießen — in der Hoffnung wenigstens — und seinen Urheber zu vergessen? Dieser Herr ist ein Fremder, und ich denke, es wird unsrer Stadt nicht zur Unehre gereichen, wenn der Zusammenhang der Sache auch im Auslande bekannt wird.

Auf diese Aeußerung bat ich ihn um seine Mittheilung. Er erzählte nun Folgendes.

Unsre Stadt ist sehr alt, wie Sie wissen. Sie hat alte Gebäude, alte Gebrechen und alte Schulden. Ihre Einkünfte werden durch die Zinsen und die dringendesten Bedürfnisse verzehrt. So ist es gekommen, daß man auch den größten Mängeln nicht abhelfen konnte. Und wie es geht. Man ist an das Schlechte gewöhnt, klagt darüber, und läßt es beym Alten.

Nun lebte ein Canonicus hier, ein kluger, aber verschlossener Mann, der wegen seiner Sitten

und Kenntnisse in Ansehn stand. Die, welche ihn früher gekannt haben, erzählen, daß er ein anständiges Haus gemacht, und oft Freunde bey sich bewirthet habe; auch habe er nie den Armen ohne Hülfe gelassen, sondern sein Brod mit Wittben und Waisen getheilt. Mit einemmale — es mochte etwa um sein funfzigstes Jahr seyn — änderte er seine Lebensweise, verkaufte sein Haus, und bezog eine kleine Wohnung in einem entlegenen Theile der Stadt. Hier lebte er in großer Eingezogenheit; lud Niemanden zu sich ein, und verminderte seine Wohlthätigkeit. Diese Veränderung gab zu mancherley Deutungen Veranlassung. Einige vermutheten, er habe großen Verlust an seinem Vermögen erlitten; Andre, er habe von Freunden, die er sehr verpflichtet, schnöden Undank erfahren; noch Andre, er habe Anfälle von Melancholie; und da sich nichts von dem Allen bestätigte, so vereinigte man sich endlich darinn, daß ihn das gewöhnliche Laster des Alters, der Geiz, heimgesucht habe. Hatte man ihn früher gerühmt, so tadelte man ihn jetzt desto lauter; und gerade die, welche ehedem Wohlthaten von ihm erhalten hatten, klagten am meisten über seinen Geiz, als über ein Unrecht, das er ihnen und zugleich

auch seinem Stande thue. Dieser Tadel war laut und öffentlich; er aber, als ob er nichts bemerkte, ging seines Weges, und blieb bey der angenommenen Weise bis an seinen Tod, der vor einigen Monaten erfolgt ist.

Sobald sich die Nachricht von diesem Ereignisse verbreitete, fanden sich einige weitläuftige Verwandte ein, die auf die Schätze des geizigen Vetters gerechnet hatten, ob sie gleich selbst nichts weniger als arm waren. Der Nachlaß an Hausgeräthe ließ nicht viel erwarten; aber man wunderte sich nicht, daß sich ein so geiziger Mann von Allem losgemacht hatte, was zur Bequemlichkeit gehörte; ja, die vermeintlichen Erben mochten sich freuen, daß er thörigt genug gewesen war für sie zu darben. Alle waren jetzt auf seinen letzten Willen gespannt. Wie hoch mag sich sein Nachlaß belaufen? Was mag er darüber verordnet haben? Wer wird Universal-Erbe seyn? Mit diesen Fragen beschäftigte sich das Publicum bis zur Eröfnung des Testaments; und der Saal des Stadthauses war mit Menschen angefüllt, welche die Neugierde herbey gezogen hatte. Auch ich war unter diesen, und vielleicht war in der ganzen zahlreichen Versammlung kein Einziger — mich mit eingeschlossen;

denn man muß sein Unrecht nicht verhehlen — der nicht die übelste Meinung von dem Verstorbenen mitbrachte. Wir wurden Alle beschämt; aber was das Beste war, die Verwandten ausgenommen, war Niemand, der sich seiner Beschämung nicht recht herzlich gefreut hätte.

Das Testament fing, nach der gewöhnlichen Eingangsformel, mit der Erklärung an, daß sich der Erblasser sein ganzes Leben hindurch bemüht habe, nach seinen Kräften die Pflichten eines guten Christen und Bürgers zu erfüllen. — Bey diesen Worten ging ein dumpfes Murmeln durch die Versammlung. Viele lachten; Einige husteten; Andre ließen Etwas von schändlicher Heucheley fallen. Der Lesende mußte einige Augenblicke inne halten, bis sich das Getös gelegt hatte. Dann hieß es weiter: Er habe hierbey Jahre lang den gewöhnlichen Weg verfolgt, und, so wie Andere, Almosen gegeben u. s. w. Bald aber sey er zu der Einsicht gelangt, daß auf diese Weise bey dem besten Willen wenig Gutes geschafft, vielmehr in den meisten Fällen die Trägheit genährt und der Weg zur Besserung versperrt würde; da habe er den Entschluß gefaßt, seine Habe, statt sie unnützer Weise in einzelnen Handlungen der Wohlthätigkeit zu ver-

geuden, zu einem allgemein nützlichen Zweck zu verwenden. Was die Stadt am meisten bedürfe, wisse Jedermann; auch daß es an Mitteln fehle dem Bedürfnisse abzuhelfen, und man sich also wohl noch ein Jahrhundert lang ohne Frucht und Nutzen beklagen würde, wenn man nicht durch einen herzhaften Entschluß zu Hülfe komme. Dieser Gedanke habe ihn lange verfolgt; er habe alle Schwierigkeiten der Ausführung erwogen; aber da er sich gesagt, daß auch die schwersten Dinge durch Beharrlichkeit möglich würden, habe er nicht eher Ruhe gehabt, bis er den Entschluß bey sich fest gesetzt habe, sich selbst Alles zu versagen, um diese gute Stadt und ihre Bewohner, denen er so vieles Gute verdanke, einer der größten Wohlthaten theilhaft zu machen. Es sey ihm nicht unbekannt geblieben, wie nachtheilig man über seine veränderte Lebensart geurtheilt habe; die üble Meinung, die man von ihm gehegt, habe ihn auch bisweilen gekränkt, und er sey einigemal im Begriffe gewesen seinen Vorsatz aufzugeben; aber Gott habe ihm auf sein eifriges Gebet Beharrlichkeit verliehen, und so sey es ihm denn mit Gottes Hülfe gelungen, ein Capital zusammenzubringen, das zur Erbauung einer Wasserleitung

größtentheils hinreichen dürfte. Zu diesem Zwecke vermache er es der Stadt, und er glaube nicht, dadurch gegen Jemand zu fehlen, da ihm bekannt sey, daß seine Verwandten sein Vermögen nicht bedürften. Uebrigens verzeihe er von ganzem Herzen allen denen, die Uebels von ihm gedacht und geurtheilt hätten, da sie ja nach dem Scheine nicht anders hätten denken und urtheilen können. — —

Eine tiefe Stille hatte während des Lesens in dem Saale geherrscht; kein Athemzug war gehört worden; als aber die Schlußworte gelesen waren, hielt Niemand mehr seinen Beyfall zurück. Ein lauter Jubel ertönte von allen Lippen, und selbst die getäuschten Verwandten wurden von dem allgemeinen Taumel ergriffen, und stimmten laut in die Bewunderung des Mannes ein, der dem Dank und der Achtung entsagend, sich selbst zur Armuth verdammt hatte, um der Wohlthäter seiner Stadt auf ewige Zeiten zu werden. Ja, meine Herrn, so schloß der Geistliche seine Erzählung, dieß ist christlicher Heldenmuth! Der Muth, der in dem Augenblicke der Gefahr, wo Leben gegen Leben steht, dem Tode ins Angesicht blickt, bedeutet wenig gegen den, der ein so langwieriges Opfern der Neigungen

fordert, und ein Jahrelanges Verkennen und Verleumden erträgt!

Die ganze Gesellschaft stimmte ein; ich, dem die Geschichte noch neu war, am theilnehmendesten. Einige Officiere versuchten den Muth des Kriegers in Schutz zu nehmen; aber sie drangen nicht durch. Das Andenken des standhaften Canonicus behielt den Sieg.

29.

Man kann keinen Schritt in der Welt thun, ohne auf Widersprüche zu stoßen. Wenn wir bey uns selbst anfangen, so kann Niemand in seinen Busen greifen, ohne die traurige Entdeckung zu machen, daß er bisweilen, vielleicht oft sogar, das Gegentheil von dem thut, was er für Recht erkennt. Der Männer hat es wohl zu allen Zeiten nur wenige gegeben, die immer mit sich Eins, und in denen immer Alles in harmonischem Zusammenklange gewesen, gleichsam als in vollendeten Kunstwerken der Weis-

heit, und Vorbildern für Andre, wie der Kanon des Polykletus für die Bildhauer war. Die meisten Menschen sind Kinder der Schwachheit und Unbeständigkeit, und wer nicht ein Heuchler von Handwerk ist, wird sich und Andern seine Gebrechlichkeit im Allgemeinen eingestehn. Im Allgemeinen sage ich. Denn die unschuldige Aufrichtigkeit, die auch profanen Augen das Einzelne wie im Beichtstuhl enthüllt, ist nicht weniger selten, als jene vollendete sittliche Harmonie. Wir rühmen alle die Offenherzigkeit, und wünschen ihre Herrschaft bey Allen und Jeden, doch immer mit einigen, wenn auch nur wenigen, Ausnahmen für unsre eigene Person. Wer hat wohl einen Freund, der so vollständig sein zweytes Ich wäre, daß er nicht Einiges für ihn zurückhielte; wie er ja wohl sonderbarer Weise Einiges vor sich selbst verbirgt? Wir ereifern uns mit Recht gegen die Lüge, gegen die Falschheit und Heucheley. Aber wo ist der Mensch, dessen Worte immer der reine Wiederhall seines Herzens sind? Oder wo ist einer zu finden, der bey dem, was er thut, immer nur den Einen Antrieb hat, den er sehn läßt, und nicht noch außerdem diesen oder jenen Bewegungsgrund, den er für sich behält? — Solcher Wider-

sprüche ist auch in unsrer Erziehung kein Ende; und gerade in dem erwähnten Falle sind sie arg. Ich wurde einstmals als Arzt in ein Haus gerufen, wo ein kleines Mädchen krank war. Thut dir der Hals noch weh, Kind? fragte die Mutter. — Nein, gar nicht. — Du hast doch aber vorhin noch darüber geklagt. — Das Kind schwieg. Ich sah ihm in den Mund, und fand Alles noch sehr entzündet. Das Kind mußte durchaus Schmerzen haben. — Warum sagst du nicht die Wahrheit? fragte die Mutter. — Wenn ich die Wahrheit sage, muß ich häßliche Arznei nehmen, antwortete das Kind. — Aber wenn du nicht einnimmst, wirst du nicht wieder gesund werden. — Ich will lieber krank seyn, als einnehmen. — Auch dann mußt du doch nicht lügen. Es gibt nichts Schändlicheres auf der Welt, und Gott straft die Lügner.

Am folgenden Tage kam ich wieder. Das Kind war besser und sagte auf Befragen aufrichtig, wie ihm war. Die Mutter lobte es darüber, und schärfte ihm die gestrigen Lehren von neuem ein. Unglücklicherweise fand sich eine Nachbarin ein, die sich nach dem Befinden des Kindes erkundigte, und freundlich empfangen wurde. Sie nahm das Kind auf den Schooß, streichelte es, und fragte:

Hast du mich auch lieb, kleiner Schatz? — Nein, antwortete das Kind. — Ey, warum denn nicht? — Weil Du so häßlich und so dumm bist. — Die Nachbarin lachte: Woher weißt du denn, daß ich dumm bin? — Die Mutter hat es gesagt.

Bey dieser indirecten Anklage erröthete die Mutter nicht wenig, und sagte: Einfältiges Ding, was sagst du da für Unwahrheiten? — O nein, antwortete das Kind, keine Unwahrheiten. Weißt du nicht mehr, Mutterchen, wie du neulich gesagt hast, da die Frau Nachbarin zum Caffee bey dir gewesen war: Gottlob, daß ich die Last mit der dummen Frau los bin!

Nach dieser unglücklichen Erklärung setzte die Nachbarin das Kind von dem Schooße auf die Erde, und sagte mit zornglühendem Gesichte: Ich will Sie nicht länger mit meiner dummen Person belästigen. Nehmen Sie es nur nicht übel. Es soll nie wieder geschehn. — Die Mutter stammelte in peinlicher Verlegenheit einige Worte, die ihre Sache nicht wieder gut machen konnten. Sie trug die Schuld ihrer Unvorsichtigkeit. Aber nach gewöhnlicher Unart der Menschen wälzte sie das

eigene Vergehen von sich ab auf ihr Kind, schalt es wegen seines Unverstandes, und bedrohte es in ihrem Zorne mit einer nachdrücklichen Strafe, wenn es wieder so dumm wäre.

Gerade auf dieselbe Weise habe ich die herrlichen Lehren bewundert, die eine Mutter am Morgen ihrer Tochter über die Eitelkeit gab, und bin am Abend, wo beyde zusammen auf den Ball fuhren, erstaunt, sie sammt und sonders, von der ersten bis zur letzten, übertreten zu sehn. Mit welcher Beredsamkeit spricht der nüchterne Vater über die Mäßigkeit! wie rührend warnt er seinen Sohn vor den Gefahren des Spiels! mit welchem Ernste spornt er ihn zum Fleiß und zur Thätigkeit an! Leider aber achtet der aufmerksame Sohn mehr auf das Thun als auf die Worte des Vaters. Er weiß, daß er in der vergangenen Nacht berauscht nach Hause gekommen ist; daß ihn die Morgendämmerung bisweilen noch am Pharotische findet, und daß er, von diesen Nachtwachen erschöpft, häufig die Geschäfte des Tages vernachlässigt. Was Wunder, wenn er es seinem Vater nachthut? wenn er das Beste lobt, und das Schlechteste treibt? den Curius im Munde führt, und sein Leben zu einem Bacchanale macht *)?

*) Qui Curios simulant, et bacchanalia vivunt.

Wenn wir den Fuß aus dem Hause setzen, begegnen uns die Widersprüche auf allen Straßen. Die Gesetzbücher sind voll von Geboten, die Niemand erfüllt, oder von denen gerade das Gegentheil geschieht, ohne daß sich Jemand darum bekümmert. In den alten Staaten gab es gewisse Obrigkeiten, welche jährlich die Gesetze durchsehn und die, welche sich einander widersprachen, bemerken mußten; ich weiß nicht, ob in der christlichen Welt diese Einrichtung irgendwo statt findet, und ob man sich überhaupt um die Widersprüche der Zeit und der bestehenden Gesetze kümmert; aber so viel ist gewiß, daß das Römische und das Deutsche, das bürgerliche und das canonische Recht, die Statuten und das Herkommen in unzähligen Fällen feindlich gegen einander stoßen. Doch das ist die Sache der Juristen, denen es obliegt, diesen Widerstreit zu heben, wenn sie es nicht vielleicht vortheilhafter finden, ihn bestehen zu lassen. Aber von noch schlimmerer Art ist in christlichen Staaten der Streit der göttlichen Gebote mit dem Gebrauch. Ueber den Krieg und das Blutvergießen um Länder und Völker wäre allein schon ein großes Kapitel zu schreiben; aber was möchte die schärfste Feder gegen die scharfen Schwerder, Lanzen und Ba-

jonnette ausrichten, um der Flinten und Canonen nicht einmal Erwähnung zu thun? Aber was soll man von dem Kriege der Einzelnen sagen? von ihren sogenannten Ehrenhändeln auf Leben und Tod? ihren Injurienklagen auf schimpfliche Abbitte? ihren öffentlichen Federgefechten zu gegenseitiger Demüthigung? — Die Schrift sagt: So Dir Jemand einen Streich gibt auf den rechten Backen, so biete den andern ihm auch dar. Und an einer andern Stelle: Die Rache ist mein, spricht der Herr, und ich will vergelten. — Wie aber spricht der Codex der Ehre, er, welchen die Meinung eines Zeitalters geschrieben hat, das, wie man uns von mehr als Einer Seite glauben machen will, der Inbegriff aller Frömmigkeit war? Wer Dich schilt, sagt er, dem gib einen Backenstreich; und wenn Dir Einer einen Backenstreich gibt, wenn er von schlechterem Blute ist als Du, so schlage ihn bis er stirbt; ist er Dir aber gleich, so kämpfe mit ihm auf Leben und Tod. Was Dein Gewissen dazu sagt, darauf kömmt es nicht an; die Ehre gebietet Dir Mord, und wenn Du den Mord nicht vollbringst, oder ihn doch aus allen Kräften zu vollbringen suchst, so bist Du entehrt. Kein Mann von Ehre sieht Dich ferner

an, und du kannst weder bey Hof erscheinen, noch im Heere dienen. —

Folgende Geschichte ist mir in Frankreich als vollkommen beglaubigt erzählt worden.

Unter der Regierung Ludewig des Vierzehnten wurden zwey junge Negern, dem Vorgeben nach, Söhne eines africanischen Fürsten, nach Versailles gebracht. Der König befahl ihnen Unterricht zu ertheilen, und nachdem sie durch einen Geistlichen im Christenthume unterwiesen worden waren, machte er sie zu Officiers. Von dem Jüngern weiß man nichts weiter; aber der Aeltere zeichnete sich durch liebenswürdige Offenheit, eine große Gelehrigkeit und schnelle Fortschritte in den Wissenschaften aus. Unglücklicherweise gerieth er eines Tages mit einem andern Officiere in Streit, und dieser schlug ihn. Schweigend nahm er die Beleidigung hin, aber seine Niedergeschlagenheit zeigte, wie tief er gekränkt war; doch verlangte er keine Genugthuung. Da nahm ihn einer seiner Freunde bey Seite. Was machen Sie denn? sagte er voll Unwillens. Sie werden geschlagen, und rächen sich nicht? Bedenken Sie, daß Sie ein französischer Soldat und Offizier sind. — Gibt es denn, sagte der junge Neger, eine andere Offenbarung für Bürger,

Kaufleute, Rechtsgelehrte und Handwerker, und eine andere für Soldaten? Der Priester, von dem ich unterrichtet worden bin, und dem ich das Wenige, was ich weiß, verdanke, hat mir geboten, jede Beleidigung zu verzeihn, und mich versichert, daß sich ein Christ auf keine Weise rächen darf.

Ihr Lehrer, erwiederte der Freund mit mitleidigem Lächeln, kann ein ganz vortreflicher Mann seyn, um einen Mönch aus Ihnen zu machen, aber für das Heer und den Hof ist diese Moral nicht zu brauchen. Die Sache ist kürzlich diese, daß, wenn Sie Ihren Beleidiger nicht zur Rechenschaft fordern, Ihre Ehre gebrandmarkt ist, und Sie Ihre Stelle verliehren müssen.

Ich danke Ihnen, antwortete der Neger für diese Warnung, und ich zweifle nicht, daß sie vollkommen gegründet ist. Mein Wunsch wäre es allerdings, mit den empfangenen Lehren übereinstimmend zu handeln; da aber meine Ehre Gefahr dabey läuft, so will ich nicht zaudern, einen Schandflecken auszuwaschen, der mich geschmerzt hat, aber — ich kann es nicht leugnen, auf dessen Ertragung ich mir etwas einbildete. Haben Sie die Güte, den Herrn, der mich so empfindlich beleidigt hat, in meinem Nahmen zum Zwey=

kampf herauszufordern, und als Zeuge dabey gegenwärtig zu seyn.

Alles geschah, wie er es wünschte. Der Zweykampf ging vor sich; der Neger schlug sich mit großer Entschlossenheit, entwaffnete seinen Gegner, und zwang ihn zu einer öffentlichen Abbitte. Nachdem dieß geschehn war, verlangte er seine Entlassung und bereitete sich zur Rückkehr in die Heimath. Beym Abschiede von seinem Freunde sagte er mit Thränen in den Augen, er hätte nie geglaubt, daß die Christen so unerklärbare Leute wären. Ihr Glaube ist gut, setzte er hinzu, aber welchen Nutzen kann er ihnen bringen, da er keinen Einfluß auf ihre Handlungen hat? So ist es in meinem Lande nicht. Da hält es Niemand für eine Schande, den Geboten seiner Religion gemäß zu handeln, und Niemand wird durch Frömmigkeit entehrt. Mein Character erträgt diesen Widerspruch nicht. Darum entsag' ich den Vortheilen, die mir hier geboten waren, und kehre dahin zurück, wo ich ungestraft nach meiner Ueberzeugung leben darf.

30.

Das, was die Stellung der höhern Stände in den Augen eines vernünftigen Mannes so vorzüglich beneidenswerth macht, ist die Unabhängigkeit, in die sie Geburt, Rang und Reichthum setzt, und die ihnen, wie wir glauben, verstattet, ohne andere Rücksichten, in allen Dingen nur ihrer Einsicht zu folgen, und vor den Augen der Welt, wie vor dem Angesichte Gottes, zu handeln.

Aber wie oft täuscht dieser Glaube! wie oft widerspricht auch hier die That den Grundsätzen, mit denen unser Wahn und unsre Wünsche die Großen der Erde freygebig ausstatten!

Hat sich nicht mehr als Ein König der Ränke und Lügen gerühmt, mit denen er die Nebenbuhler seines Ruhmes und seiner Macht getäuscht hatte? Konnten die Minister solcher Könige, welche auf krummen Wegen wandelten, den geraden Pfad verfolgen? Und hat nicht

darum seit langer Zeit die Politik, und die Diplomatik, ihre Dienerinn, für die Kunst vornehmen Truges gegolten?

Jedermann weiß, wie geübt in dieser Kunst der Cardinal Mazarin war. Doch warf ihm einer seiner Collegen vor, er verderbe seine wohl angelegten Plane dadurch, daß er immer und immer betrügen wolle.

Nicht den Betrug tadelte man, sondern den unzeitigen Misbrauch des Betrugs!

Auf diesen Misbrauch hat Napoleon eine neue Kunst gebaut. Er täuschte durch Aufrichtigkeit. Indem er geradezu ankündigte, was er zu thun Willens war, führte er seine Gegner hinter das Licht. Würde er es, urtheilten sie, so ankündigen, wenn er Willens wäre es zu thun?

Er dachte also wie eine Tochter des Herzogs Regenten, welche sagte: Ich lüge und betrüge nie; denn ich habe bemerkt, daß man auf diesem Wege Niemanden täuscht.

Indeß war schon vor ihm die Offenherzigkeit der Schamlosigkeit großen Diplomaten nicht fremd.

Ein großer Bewunderer des Fürsten Kaunitz hat mir folgende Geschichte von diesem Minister erzählt:

Der Oesterreichische Hof wünschte einst, hinter gewisse Verhandlungen des Spanischen Cabinets zu kommen, die mit großem Geheimnisse betrieben wurden. Man hatte deshalb die Veranstaltung getroffen, die Sendungen, welche an den Spanischen Gesandten geschickt wurden, aufzufangen, und sie erst dann in seine Hände zu bringen, wenn man sie gelesen und abgeschrieben hätte. Aber der Botschafter schöpft Verdacht, und ein Paket, das er empfängt, zeigt deutliche Spuren geöffnet zu seyn. Der Inhalt des Pakets bestätigt diese Vermuthung auf das Vollkommenste. Eines der Papiere war von einer deutschen Hand; die Schrift war noch frisch, und stimmte vollkommen mit der Handschrift eines der Secretäre des Ministers überein. Es war offenbar, daß in der Eile die Copie mit dem Originale verwechselt, und in den Umschlag gesteckt worden war. Ohne Zeit zu verliehren begibt sich der Spanische Gesandte zum Fürsten, und bittet ihn mit vieler Höflichkeit um die Rückgabe des Originals der Sendung, von der er die Abschrift mitgebracht hatte. — Ach, sagte der Minister, in=

dem er einen Blick darauf warf, ohne im Geringsten verlegen zu seyn, das ist einmal wieder eine von den Dummheiten, die mir diese Leute alle Tage machen. Ich bitte Sie sehr um Verzeihung wegen der Beschwerde, die Ihnen dieser Irrthum gemacht hat! — Und nun ließ er den Schreiber rufen, schalt ihn wegen seiner Unbesonnenheit aus, und gab dem Gesandten sein Eigenthum mit vielen Entschuldigungen, aber mit einer Gemüthsruhe zurück, als wenn Alles in dem Wege der Ordnung und Ehrlichkeit gegangen wäre.

31.

Das Laster aus der Welt verbannt zu sehn, ist ein frommer Wunsch, dessen Erfüllung Niemand im Ernste hoffen kann. Das Nächste aber, was man wünschen möchte, wäre, daß es sich Jedem in seiner natürlichen Gestalt zeigen möchte. Die Fabel von dem Reh, das sein Junges vor dem Tiger warnt, indem es ihn als ein Ungeheuer schildert, wie er sich aber leider den Augen nicht

zeigt, erklärt was ich meine. Es ist keine Gefahr, daß man sich ein Ungeheuer nah kommen lasse, wie denn der Teufel sicher keine Hexe in der Gestalt verführte, die ihm die Bilderbibel leiht. So ist es auch mit der Ungerechtigkeit, mit dem Geize, der Wollust, der Rachsucht. Aber das Unglück ist, daß diese Ungeheuer die Larve dieser oder jener guten Eigenschaft vornehmen, sich des Nahmens einer Tugend bemächtigen, und unter diesem falschen Paß in die Gesellschaft einschleichen. Ich habe mehr als einen Mann gekannt, der den Ruf der größten Ordnung und einer untadelhaften Rechtlichkeit besaß, weil er seine Spielschulden mit der größten Pünktlichkeit bezahlte, und alle Pflichten der Höflichkeit gewissenhaft erfüllte; den armen Handwerker aber ließ er Jahre lang auf die Bezahlung seines sauer erworbnen Verdienstes hoffen, vernachläßigte seine Amtsgeschäfte und verletzte das Recht. Eben so hab' ich Männer gekannt, die kein Weib ansehen konnten, ohne seiner zu begehren; die den Frieden der Familien störten, in die sie sich eindrängten, und den Ruf der Frauen vernichteten, die sie zu lieben vorgaben; sie hätten nur Abscheu verdient; da sie aber mit einer Keckheit zu Werke gingen, die wie Herzhaftigkeit aussah, und in der That immer

bereit waren, ihre Verbrechen mit dem Degen in der Faust zu rechtfertigen; so standen sie nicht nur unerschüttert auf ihrem Platz in der Welt, sondern wurden bewundert, von den Männern nachgeahmt, und von den Weibern, die sie zu Grunde richteten, aufgesucht.

Ich war einstmals im ....bade, wo gerade eine große Menge der vornehmen und reichen Welt versammelt war, und besuchte daselbst die öffentlichen Sammelplätze in Gesellschaft eines Freundes, den ein längerer Aufenthalt und seine besondern Verhältnisse, mit den Meisten der Anwesenden in Verbindung gebracht hatten. Da geschah es nun, daß wir eines Tages in einer glänzenden Gesellschaft speißten, an deren Spitze sich ein Fürst befand, der vor wenigen Jahren einen höchst vortheilhaften Bankerut gemacht, Wittben und Waisen um ihre Habe betrogen, sich selbst aber in eine bequeme Lage gebracht hatte. Neben ihm saß eine Dame, mit der er in doppeltem Ehebruche lebte, und zunächst an dieser ein Johanniter, der mit einem französischen Ausgewanderten über das Spiel in Streit gerathen war, und seinen Gegner erlegt hatte. Nicht weit von diesem saß eine junge und schöne Frau, die sich selbst vor Gericht des

Ehebruchs schuldig gegeben hatte, um von ihrem Manne geschieden zu werden, und an derselben Tafel befand sich ihr erster Mann, welcher seine zweyte Frau ihrem Manne entführt und dann abgekauft hatte. An seiner Seite saß eine Dame, die nicht mehr in den Jahren der Blüthe stand, aber noch Reste ausgezeichneter Schönheit zeigte; vorzüglich aber durch gewählten Putz, glänzende Farben und kostbaren Juwelenschmuck hervorstrahlte. Sie war in Verdacht, einen bejahrten Mann aus der Welt befördert zu haben, um den schönen Husaren-Major, der an ihrer Seite gähnte, in den Besitz ihrer Person und ihres Vermögens zu bringen. Ein deutscher Herr, welcher sich bey Tisch heftig über die französische Revolution ereifert, und die Immoralität Mirabeaus mit schwarzen Farben geschildert hatte, wurde für den Vater des schönen Husaren gehalten, dessen Züge auch seine Abkunft nicht verleugneten, der aber vielleicht nicht wußte, daß seine tugendhafte Mutter den Verführungen des deutschen Herrn in Folge einer verruchten Wette untergelegen hatte. Das Echo seiner Reden war ein Appellationsrath, der sich durch ein untergeschobenes Testament in den Besitz eines großen Vermögens gesetzt, und durch einen Eid darinne

erhalten hatte; und ein Ritter des ..... Verdienstordens, welcher eine fürstliche Beyschläferin unter den vortheilhaftesten Bedingungen geheirathet, aber sich zugleich feyerlich aller und jeder Rechte eines Mannes begeben hatte. Diese ganze Gesellschaft war vom ersten Rang, und mochte an Liebenswürdigkeit, Anmuth, hohem Anstande und feinem Betragen schwerlich ihres Gleichen haben. Ihre geheime Geschichte war Niemanden unbekannt; dennoch drängte sich ein großer Theil der Badegesellschaft zu ihnen, und die, welche ihres Umgangs gewürdigt wurden, glaubten sich dadurch vorzüglich geehrt. So groß ist die anziehende Kraft des Scheines, und so groß der Unterschied, wenn das Verbrechen einen Federhut oder die rothe Galeerenmütze trägt! Liegt nicht auch in dem Schmucke des Ranges und der Würden eine fascinirende Kraft, wie in den Augen der Klapperschlange?

32.

Obgleich die Gaben des Glücks freye Geschenke scheinen, so fordern sie doch ihre Zinsen, und diese Zinsen sind oft größer, als der Nutzen, der aus dem Capitale gezogen wird. Kein König ist so unumschränkt, der nicht ein Joch auf seinem Nacken fühlt, wenn es auch nur der Zwang wäre, der aus der Erhabenheit seiner Stellung entspringt. „Eure Thaten und Worte, schreibt Seneca an seinen kaiserlichen Zögling, hascht der Ruf unfehlbar auf; Du darfst Dich nicht von Deinem Glücke trennen; es belagert Dich und begleitet Dich, wohin Du auch gehst, mit seinem ganzen Gefolge." — Er trägt kein Bedenken dieses die Knechtschaft der höchsten Würde zu nennen, nicht herabsteigen zu dürfen von der Höhe, sondern immer an den obersten Gipfel gebunden zu seyn. „Du kannst nicht sprechen, ohne daß die Völker Deine Worte vernehmen; Du kannst nicht zürnen, ohne daß

der Weltkreis erbebt.“ — Wir können hinzusetzen: Du kannst nicht sündigen, ohne daß der Weg, den Du einschlägst, eine breite Heerstraße für Tausende wird, die von dem Schimmer Deines Beyspiels verlockt, sich in den Sumpf des Verderbens stürzen.

33.

Ist es wohl ein Wunder, wenn sich die Großen der Erde in einer unbequemen Lage befinden? Sie sind Menschen, wie wir, und sollen doch als Götter erscheinen, mit übermenschlichen Kräften und Tugenden, und dieses nicht bloß Einmal an jedem Tage, sondern den ganzen Tag hindurch und ein ganzes Leben lang! Soll man sich nun wundern, wenn sich Manche den Augen der Welt entziehn, und ihre Menschlichkeit im Schatten eines einsamen Pallastes verbergen? oder wenn Andre, um die Augen der Beschauenden zu blenden, einen trügerischen Nimbus um sich her ziehn, und sich mit einer Hie-

rarchie von dienenden Wesen umgeben, die ihnen Geist und Witz, und überhaupt die nöthigen Schwingen leihen, um sie über dem Gesichtskreise der Menge zu erhalten? Ist es ihnen zu verdenken, wenn sie sich, wie die alten Schauspieler Kothurne unter die Füsse binden, das Haupt erhöhen, die Arme verlängern, die Stimme durch ein Sprachrohr verstärken, um auf dem Schauplatze der Welt als Wesen einer andern Welt zu erscheinen? — Für die wenigen Stunden eines Heldenspiels mag dieß hingehn, ob es schon unbequem genug seyn mag; aber für ein Leben? Und doch gibt es Menschen, die diese Größe beneiden!

34.

Wie in der Fabel der Igel zum Fuchse sagt: Ich habe nur Eine Methode, um zu meinem Zwecke zu kommen; aber sie läßt mich nie im Stich — so kann auch der rechtschaffene Mann sagen: Ich habe nur ein Mittel, um zu einem guten Rufe zu gelangen; aber dieses Mittel fehlt nie. Seyn, was man scheinen will. Das ist das ganze Geheimniß. Wie mancher quält sich dagegen, und intrigirt und lügt mit Minen und Worten, und kömmt nie zum Ziel. Der schlaue und vielgewandte Fuchs kennt alle Wege, nur den Einen nicht, der dem unbehülflichen Igel nie fehlschlägt.

35.

Das Glück wirft sein Rad unter die Menschen, und überläßt es dem Zufalle. Viele, die sein Rauschen vernehmen, stürzen ihm hastig nach; Wenige erreichen es: Einige entsagen bey Zeiten der tollen Jagd; Andre kommen dabey in Sümpfen und Abgründen um. Mancher aber, der müssig am Wege sitzt, greift zufällig hinein und folgt seinem Schwunge, und das geht so lange, als er gewand genug ist, das Rad zu lenken, oder so lange der Boden unter ihm sicher bleibt. Mancher aber sitzt auch am Wege, und hört das Rollen des Rades, und sieht die Jagd der Nacheilenden, und steht doch nicht auf darum, entweder aus Trägheit oder aus Weisheit. Was auch der Grund seyn mag, die Welt nennt ihn dumm, und doch ist er vielleicht der einzige Glückliche von Allen, die ihn verspotten.

36.

Ich habe so manchen Gelehrten gekannt, der es bey einem großen Wissen doch nie zu einem eigenen Gedanken, und was noch schlimmer ist, nie zu einem Character gebracht hat, daß ich angefangen habe, mich über meine Unwissenheit zu trösten. Sobald ich nach vielen fruchtlosen Bemühungen einsah, daß ich mich vergebens bemühte, meinen Kopf zu einem Magazine fremder Gedanken zu machen, hab' ich angefangen ihn als einen Acker zu gebrauchen, in dem ich aus fremden Gedanken eigne erzöge. Wenn da auch nicht jedes Jahr gesegnet ist, so ist doch auch nicht jedes ein Misjahr, und wer nur einen magern Acker besitzt, wird auch nach einer schmalen Ernte doch darum seinen Anbau nicht aufgeben.

37.

Um die Gedanken Anderer zu benutzen, ja, um auch nur das rechte Wohlgefallen an ihnen zu finden, muß man selbst viel gedacht haben. Denn einen rechten Segen bringt doch kein Gedanke, als der, welcher schon früher in uns geschlummert, und gleichsam an dem Rande des Daseyns in unsrer Seele geschwebt hat, ohne sich zum Bewußtseyn entwickeln zu können. Der Geist eines denkenden Menschen gleicht einem Boden, in dessen Tiefe viel köstlicher Saame liegt. Jeder Regen lockt Keime, und jeder Sonnenblick Blüthen hervor. Die Früchte können dann nicht ausbleiben. Der Ziergarten eines nur angelernten Geistes aber dauert nicht über Nacht. Er welkt im Sonnenlichte hin und trägt keine Frucht.

38.

Die Dichter sind von der Analogie, welche zwischen der Natur und dem Menschen Statt findet, so überzeugt, daß sie liebenswürdige Menschen meist auch mit einer schönen Natur umgeben, und einer rührenden oder zärtlichen Scene wenigstens einen heitern Morgen oder einen lachenden Abend unterlegen. Ohne Zweifel erhöht die Beschaffenheit der Natur die Stimmung der Menschen, die sich in ihr bewegen; aber man darf auch nicht übersehn, daß die Natur einen großen Theil ihres Interesses von der Stimmung und dem Gemüthe der Menschen leiht. Saint-Pierre erzählt von sich, wie er einstmals an einem schönen Morgen durch ein anmuthiges Land gegangen, das durch das frische Grün, den glänzenden Morgenhimmel und den Gesang wetteifernder Nachtigallen belebt wurde. Vor ihm her ging eine Bäuerin. Ihr Gesicht war mit einem Strohut bedeckt, und mit einem großen Brode unter jedem Arme ging sie ihres Wegs ohne

aufzuschaun. Als er in ihre Nähe kam, rief er ihr zu: Guten Morgen, junge Frau! Was für ein himmlischer Tag, was für ein göttlicher Gesang! Gewiß seyd Ihr auch entzückt davon. — Gott grüß Euch, antwortete die Frau und geb' Euch einen guten Tag. Unser Eines kann sich nicht um schönes Wetter und um das Ungeziefer bekümmern, das da draußen zwitschert. Man hat an's liebe Brod zu denken. —

39.

Ein Zeitalter mag noch so entartet seyn, es mag in den höhern Gegenden und dem öffentlichen Leben noch so viel Verächtliches zeigen, die stillen und häuslichen Tugenden werden doch darum nicht untergehen. Nie wird es eine Zeit geben, ohne glückliche Ehen, zärtliche Eltern, dankbare und gutgeartete Kinder; auch die tugendhaften Opfer, welche diese Verhältnisse fordern, und die edeln Genüsse, die aus ihnen hervor-

gehn, werden keinem mangeln. Diese Wahrnehmung ist für ein menschenfreundliches Herz ein großer Trost, und sie reicht vollkommen hin, die Verachtung der Menschheit zurückzuweisen, die nur allzu oft dahin ausgeht, zu dem Verachteten selbst herabzusinken. Man darf nie an der Macht des Guten verzweifeln. Wie es keine so unfruchtbare Stelle auf der Erde gibt, wo sich nicht eine Pflanze ansiedelt, oder wenigstens ein Moos und Lichen Nahrung findet, so gibt es auch keinen Ort in der Welt, wo nicht das Gute irgendwo, wär' es auch nur in einem dunkeln und verborgenen Winkel, gedeihen sollte. Und ist denn nur das vorhanden oder der Beachtung werth, was von der Sonne des Ruhms oder äußrer Würde beleuchtet, einen langen Schatten wirft?

40.

Ich kenne wenige Dinge, in denen sich die Eitelkeit dessen, was die Menschen anzieht, vollkommener abspiegelt, als eine Beleuchtung oder ein Feuerwerk in einer sternhellen Nacht. Dieser blendende Glanz, der Wechsel der Formen, das Spiel der Farben unter einander, das immer neue Anfangen, und die immer gesteigerten Ueberraschungen. — Alles das hat etwas Bezauberndes, und ich wundre mich nicht, wenn tausend und aber tausend Augen an den Feuerrädern, Raketen, Pfauenschwänzen und Leuchtkugeln hängen, und alle diese schnell entstehenden, schnell verschwindenden Seifenblasen des Lichtes und Feuers mit kindischem Jubel verfolgen, ohne daß nur Ein Blick auf den Sternenhimmel fällt, den jener nähere Glanz auszulöschen scheint. Und gerade wie vor dem Gerüste des Feuerwerks steht der vornehme und gemeine Pöbel vor der Bühne des Lebens, und kann sich nicht satt sehn an dem Glanze der

Würden, die alle Stufen vom Thron herab bis zum Parket einnehmen; an den silbernen und goldenen Sternen eines Hoflagers; an den Uniformen eines Generalstabes auf der Parade; an den Goldhaufen einer Pharobank oder eines Wechseltisches; und so an allen den verschiedenen Gattungen des Genusses und der äußern Herrlichkeit. Von Tausenden der Staunenden fällt es vielleicht kaum Einem ein, daß es mit aller dieser Herrlichkeit gerade nicht mehr zu bedeuten hat, ja oft noch weniger, als mit der Herrlichkeit einer wirklichen Bühne. Wenn der Schauspieler den Purpurmantel und die Krone in der Garderobe abgelegt hat, so kann er mit Frau und Kindern recht herzlich froh seyn; dem wirklichen Kronenträger aber wird es selten so gut. Und um auf das Bild von dem Feuerwerke zurückzukommen — was ist nach wenigen Stunden von allen dem Glanze übrig geblieben? Ein schmutziges, rauchriges, hinfälliges Gerüst, halbverbrannte Stricke, angeschwärztes Papier, Dampf und Gestank. Wenn man eben so jedes Gerüst unbedeckt sehen könnte, an welchem menschlicher Glanz, Ehre und Ruhm hängt! Wie oft, wenn sich etwas davon enthüllt, sieht man Schwachheit, Armseligkeit, ein böses Gewissen,

Angst die Fülle, und oft kaum einen Tropfen Freude in einer großen Schale voll Wermuth. Und doch fliegen die Menschen dem Schimmer der Macht und Hoheit zu, wie die Motten dem Lichte, und versengen nicht aus bloßem Muthwillen und Wahnwitz, eben als ob es keine gefahrlosen Genüsse von weit längerer Dauer gäbe! Wende doch deine getäuschten Augen von dem armseligen Blendwerke ab, und tritt unter den stillen Himmel, wo die Sterne mit ihrem ewigen Glanze immer freundlich auf das Leben herabschaun, und dich nie verlassen, wohin sich auch deine Schritte lenken mögen. Wenn dann die Unendlichkeit dieses Anblicks dein Herz erweicht, und du an die ewige Liebe denkst, welche die Sterne, die Erde und dich an ihrem Herzen trägt, dann wirst du als ein besserer und frömmerer Mensch zu deinem stillen Hauswesen, zu deiner freundlichen Gattin, deinen blühenden Kindern, deinem alten und bewährten Freunde zurückkehren; du wirst dich reich dünken in deiner Armuth, reich durch Liebe, die du gibst und empfängst. Wenn dir dann das Herz recht voll ist und die Augen übergehn, dann wirf deine Blicke wieder auf den Glanz irdischer Macht und Größe; und ich wette, daß es dir dann

nicht anders seyn wird, als ob du vor dem Sparrwerke des abgebrannten Feuerwerks ständest.

41.

Einige Sätze des Hierokles.

Der einzige ihm angemessene Ort, den Gott auf Erden findet, ist eine reine Seele.

Wie ein unreines Aug große Helle nicht ertragen kann, so kann auch die Seele, in welcher keine Tugend ist, die Schönheit des Wahren nicht erkennen.

Gottlosigkeit und Unwissenheit, worauf die unmäßige Empörung der Leidenschaften folgt, ist der Tod des vernünftigen Wesens.

Du wirst Gott nicht ehren, wenn Du ihm Etwas gibst, sondern wenn Du Dich würdig machst, das, was von ihm kömmt, zu empfangen. Mit Recht sagen die Pythagoräer; Du wirst Gott am Besten ehren, wenn Du Dich ihm an Gesinnungen gleich machst. Wer aber Gott ehrt wie Einen, der Etwas bedarf,

der sieht nicht, daß er sich dadurch über Gott setzt.

Das Endziel der Tugend ist die Freundschaft. Der Anfang der Freundschaft ist die Frömmigkeit. Die Frömmigkeit aber enthält den Saamen alles Guten; und die Freundschaft ist die vollendete Frucht der Tugend.

* * *

42.

Unter den Frauen, die ich in meiner Jugend gekannt habe, ist eine, die ich Dolores nennen möchte; denn ihr Leben war eine zusammenhängende Kette von Schmerz und Leiden; aber ihr wahrer Nahme war Eugenia. Ihre Gestalt steht noch jetzt vor meinen Augen, und wenn ich eine Niobe darzustellen hätte, ich würde diese Gestalt zum Vorbilde nehmen. Als ich sie kennen lernte, war sie über die Zeit der Blüthe hinaus; aber die Regelmäßigkeit ihrer Züge, der hohe und zarte Wuchs und die edle Haltung, die ihr auch im Unglück geblieben war, beglau-

bigte das Zeugniß ihrer Jugendbekannten, daß sie in den Jahren ihrer Blüthe eine Juno gewesen von den Grazien geschmückt. Jetzt gab ihr die ungemeine Weiße ihrer Haut, die von keiner Röthe belebt, der Farbe der Lilie glich, ein geistiges und überirdisches Ansehn; und mit dieser Farbe war der stille Ernst ihrer Minen, die dunkle Farbe ihrer Augen, und die hoch gewölbten, zarten und scharfen Augenbraunen im vollkommensten Einklang. Wie ihr Gang und alle ihre Bewegungen leicht und schwebend, aber abgemessen und besonnen waren, so war auch ihre Sprache leicht und leise, wie Töne einer kranken Brust, und wenig verschieden von den Seufzern eines beklommenen und wunden Herzens. Diejenigen, welche mit der Geschichte ihrer Unfälle nicht bekannt waren, oder sie nur selten und unter Mehrern sahen, mochten glauben, daß eine durch Krankheit geschwächte Constitution ihr das, in allem ihren Thun sichtbare Maaß aufgedrungen habe, oder daß sie ihre Leiden durch die Gesetze des Weltgebrauches beherrsche; aber bey einem fortgesetzten Umgange trat der tiefe Schmerz, den sie gewöhnlich zurückdrängte, unwillkührlich in ihre Minen, und verrieth sich nicht bloß in dem Tone ihrer melo-

dischen Stimme, sondern noch mehr in der Richtung ihrer Gedanken, in den Wendungen ihrer Rede, und in einzelnen Ausdrücken, die ihr, ohne es zu wollen, entschlüpften. Sie ging heitern Gedanken und Bildern, wenn sie sich darboten, nicht aus dem Wege, aber immer traten sie, ich weiß nicht wie, aus der Tiefe ihrer Seele in der zarten Hülle eines Nebelschleyers hervor, der ihren Glanz minderte, aber ihren Reiz unbeschreiblich erhöhte. Es kann seyn, daß die Kenntniß ihrer Schicksale an dieser Wirkung Antheil hatte; denn da es unmöglich war, diese je zu vergessen, wenn man sie Einmal gehört hatte, so ging das, was sie sagte, gleichsam durch das Medium der wehmüthigen Theilnahme, die dann nicht umhin konnte, in dem Glanze, den Eugeniens Geist ausstrahlte, die Irisfarben eines in Thränen schwimmenden Herzens zu sehn. Nie weinte sie. Wie die Röthe von ihren Wangen, so waren die Thränen von ihren Augen gewichen, als sie ihren letzten Sohn dem Grabe übergeben hatte. Wie den Freuden der Welt und des Lebens, so schien sie auch dem Gefühl abgestorben. Aber sie hatte es in die geheimsten Tiefen ihres Herzens zurückgedrängt, und beherrschte es hier mit einer Kraft, die ohne den

Beystand der Religion unbegreiflich gewesen seyn würde. Durch diese gehoben, blieb sie sich bis zu ihrem Tode gleich. Langsam zerriß der Schmerz alle einzelnen Fäden ihres Lebens; ihr Herz verblutete sich an tausend Wunden; aber ihr Geist stand aufrecht, und strahlte ernst und groß wie ein Seraph über der zerfallenden Hülle.

Eugenia war die einzige Tochter eines reichen Bankiers, der sie mit großer Zärtlichkeit liebte, und in der Beschäftigung mit ihr seine Erholung fand. Sie hatte aber kaum das neunte Jahr erreicht, als sie diesen zärtlichen Vater verlohr. In ihrer Mutter fand sie für diesen Verlust keinen Ersatz. Jung, schön, reich und gefallsüchtig, glaubte diese ein desto größeres Recht auf den Genuß des Lebens zu haben, da der Ernst ihres Mannes bisher ihre thörigten Neigungen gezügelt hatte; und so waren kaum die Trauermonate vorbey, als sie sich ohne Zurückhaltung in das Meer der Vergnügungen stürzte, die Paris darbietet. Sie hatte die Bildung ihrer Tochter einer gewissenhaften und frommen Erzieherin anvertraut, und indem sie hierdurch ihren mütterlichen Pflichten vollkommen Genüge gethan zu haben glaubte, vergaß sie in ihrem leichtsinnigen Schwindel sehr bald die Rücksichten, die sie ihrer Tochter und ihrem eignen

Rufe schuldig war. Es ist genug, hier zu sagen, daß sie in Verbindungen verstrickt wurde, die ihrer Eitelkeit schmeichelten, indem sie die Augen der Welt auf sie richteten, aber ihr die Achtung ihrer Freunde und einen Theil ihres Vermögens raubten. Glücklicherweise ist Paris das Land der Vergessenheit. Eine Veränderung der Wohnung und der Gesellschaft kann eine neue Laufbahn und neue Ansprüche eröffnen; und oft sind die Thorheiten, die in der Vorstadt Saint-Germain begangen werden, der Vorstadt Saint-Antoine so fremd, als ob sie einem andern Welttheile angehörten. Eugeniens Mutter zog sich also eine Zeitlang auf das Land zurück, und als sie nach der Stadt zurückkehrte, schien sie ihre Erfahrungen benutzen zu wollen. Eugenie hatte jetzt ihr funfzehntes Jahr erreicht, und erschien an der Seite ihrer Mutter mit einer Fülle von Anmuth und Würde, die alle Augen auf sie richteten, und Wünsche erregten, aber keine Hofnung. Die Meisten, die sich ihr näherten, zogen sich bald wieder zurück, um vielleicht den günstigern Zeitpunkt größerer Milde zu erwarten; aber ein junger Malteser setzte seine Bemühungen mit der Beharrlichkeit der Liebe fort. Ernst, wie sie, und von strengen Sitten, ausgezeichnet durch Gestalt und Geist, wohl unter-

richtet, für alles Gute und Edle glühend, zog er bald ihre Aufmerksamkeit auf sich; und da er ihr Haus regelmäßig besuchte, entstand, ohne Worte und ohne Erklärung, ein stilles Einverständniß unter ihnen, das sich von seiner Seite zur glühendesten Leidenschaft entflammte. Eugenie hätte sich glücklich gepriesen, an der Seite dieses liebenswürdigen Mannes zu leben; aber dieser Mann war arm, und alle seine Hofnungen hingen von dem Willen eines Onkels ab, der für die Liebe seines Neffen kein Herz hatte. Der Unterschied des Standes, der nicht durch ein glänzendes Vermögen der Geliebten ausgeglichen wurde — denn Eugeniens Habe war durch die Thorheiten ihrer Mutter sehr vermindert worden — war in den Augen des Oheims ein unüberwindliches Hinderniß; lauter aber machte er den bedenklichen Ruf der Mutter geltend, von dem er Kunde bekommen hatte, und den er benutzte, um auch auf die Tugend der Tochter einen Schatten zu werfen. Die Rechtfertigungen des Chevaliers wurden als ungültig zurückgewiesen; sein begeistertes Rühmen ihrer Vorzüge verlacht; der Betheurung endlich, daß er nicht ohne Eugenien leben könne, die Erklärung entgegengesetzt, daß, wenn er auf dem Vorsatze beharre, eine so unschickliche Verbindung

einzugehn, man ihn nicht länger als ein Glied der Familie betrachten würde. Der Unglückliche kannte Eugeniens Gesinnungen. Er wußte nur allzu gut, daß sie nie einwilligen würde, sich in eine Familie einzudrängen, die sie zurückstieß. Nur Eine Hofnung blieb ihm, wenn er sich unter einem andern Himmel Unabhängigkeit verschaffen könnte. Ostindien bot eine solche Aussicht dar. Er schiffte sich ein. Das Fahrzeug, das ihn trug, verunglückte, und da einige Jahre ohne Nachricht von ihm vergingen, zweifelte Niemand, daß er den Tod in den Wellen gefunden.

Eugenie ergab sich nach der Abreise ihres Freundes einer tiefen Betrübniß, und wenn es in ihrer Gewalt gestanden hätte, so hätte sie seinem Andenken jeden Gedanken an eine andre Verbindung aufgeopfert. Aber der Himmel hatte es anders beschlossen, und sie neuen Prüfungen bestimmt. Ihre Erzieherinn, die bisher als Freundinn ihren Kummer getheilt hatte, war gestorben; und ihre Mutter, uneingedenk ihrer Pflichten und ihrer Erfahrungen, hatte sich einem Spieler in die Arme geworfen, der sie durch seine Gestalt und durch die Gewandheit bestrickt hatte, welche in dieser Klasse von Menschen einheimisch ist. Mit dem tiefen Schmerze, den gutgeartete Kinder

bey den Fehltritten ihrer Eltern fühlen, sah Eugenie diese neuen Verirrungen. Es war umsonst, daß ihre Mutter sie zu täuschen suchte; eine neue Welt füllte jetzt das Haus, und es war unmöglich in diesen Glücksrittern, den Freunden des neuen Liebhabers, die Gemeinheit zu verkennen, die durch den Firniß ihres Betragens hindurchbrach. Eugenie entzog sich dieser Gesellschaft so viel es nur möglich war, aber sie konnte sich nicht verbergen, welcher Gefahr ihr Ruf ausgesetzt war. Um diese Zeit führte der Zufall einen Mann in ihr Haus, der als Oberst beym Genie=Corps diente und im Besitze eines unabhängigen, wenn auch beschränkten Vermögens war. Er sah Eugenien, und obgleich ein ernster Mann und in gesetzten Jahren, hatte er von diesem Augenblicke an keinen andern Gedanken, als ihren Besitz. Weder seine Gestalt war ausgezeichnet, noch seine geistige Bildung; aber seine Sitten waren ohne Tadel, und seine Gesinnungen die eines rechtlichen Mannes. Eugenie gab ihm ihre Hand. Am Altare entsagte sie jedem Gedanken an den unglücklichen Freund, den sie geliebt hatte, und gelobte sich, dem rechtschaffenen Manne, den sie in ihren widrigen Verhältnissen als einen Retter ehren mußte, ihr

Leben und alle ihre Pflichten zu weihen. Sie erfüllte diesen Schwur mit unverbrüchlicher Gewissenhaftigkeit. Aufmerksam auf jeden Wunsch ihres Mannes, immer bescheiden, freundlich und zuvorkommend, schien sie den Zwischenraum nicht zu bemerken, der ihren Geist von dem seinigen trennte, und die überlegensten Gaben würden durch die Achtung geehrt worden seyn, die sie ihm überall, in Gesellschaft und unter vier Augen, bewieß. Der Oberste verkannte diese Aufmerksamkeit nicht; er erwiederte sie mit aller Zärtlichkeit, deren er fähig war; aber alle seine Liebe schützte ihn nicht gegen eine Verstimmung, die ihn, wie ein periodisches körperliches Uebel, von Zeit zu Zeit heimsuchte. Seine Jugend war unglücklich gewesen. Seine Geburt hatte seiner Mutter das Leben gekostet; ein Freund, den er zärtlich liebte, war bey einem Wettstreite im Schwimmen mit ihm an seiner Seite ertrunken; und an dem Tage, wo er seinen Dienst antrat, wurde sein Vater durch eine überladene Kanone tödtlich verwundet. Alles dieses, und einige andre Ereignisse von geringerer Bedeutung hatten in ihm den Grund zu einer Schwermuth gelegt, die sich mit den Jahren vermehrte. In ihren periodischen Anfällen war er stumm, in sich ge-

kehrt und düster, und alle seine Aeußerungen deuteten auf eine Unzufriedenheit mit sich selbst, die bisweilen in dem Maaße stieg, in welchem Eugenie zu seiner Aufheiterung alle Anmuth ihres Geistes entwickelte. Mit einer rührenden Dankbarkeit erkannte er dann ihre Güte, wie er es nannte; aber was sie auch aufbieten mochte, nie konnte sie ihn in solchen Perioden von dem niederdrückenden Gedanken befreyen, daß ihr Bestreben die Wirkung einer mitleidigen Schonung sey.

Einige Jahre verstrichen, ehe Eugenie Mutter ward. Endlich schenkte sie ihrem Manne einen Sohn, und noch einen im nächsten Jahre, und dieses Ereigniß gab dem beglückten Vater eine lange und ungestörte Heiterkeit. Die gemeinsame Liebe zu diesen Kindern war ein Gegenstand, in welchem sich beyde mit gleicher Theilnahme begegneten, und die rastlose Sorge, mit welcher sich Eugenie der Pflege und Erziehung dieser Lieblinge widmete, schien ihm ein so unwiderlegliches Zeugniß ihrer Liebe zu ihm selbst, daß er sich lange Zeit zu seinem eignen Erstaunen von seinem Mistrauen und seiner Verstimmung befreyt sah.

Das Glück dieses Paars würde jetzt vielleicht vollkommen gewesen seyn, wär' es nicht durch Eugeniens Mutter gestört worden. Seitdem diese unglückliche Frau sich der Gegenwart ihrer Tochter entledigt sah, die ihr ein stiller Vorwurf schien, kannte sie keine Zurückhaltung mehr. Ganz dem Willen des Mannes hingegeben, der ohne Liebe und ohne Tugend ihr Herz gewonnen hatte, sah sie sich in kurzer Zeit um den Rest ihres Vermögens gebracht. Bis jetzt war das Spiel in ihrem Hause ein Gegenstand des Vergnügens gewesen; jetzt müßte es zu einem Mittel des Erwerbs dienen. Indem nun hier, wie leider in vielen Häusern der Hauptstadt geschieht, unter einem anständigen Scheine und dem Vorsitze einer Frau von Welt die unbesonnene und unerfahrene Jugend geplündert wurde, zogen einige unglückliche Ereignisse der Verzweiflung die Aufmerksamkeit der Polizey auf sich; und so geschah es, daß die Obrigkeit einstmals in der Nacht in dieses Haus einbrach, und die ganze Gesellschaft ohne Ausnahme in ein gemeines Gefängniß abführte. Hier fand Eugeniens Mutter das Ziel ihrer Thorheiten. Sie starb wenige Tage nach ihrer Einkerkerung, und es war nur

allzuwahrscheinlich, daß sie ihr Leben durch Gift verkürzt hatte.

Durch dieses unglückliche Ereigniß wurde Eugeniens Ruhe auf lange Zeit gestört. Wenn es schon schmerzlich ist, diejenigen nicht achten zu können, denen wir alle unsre Achtung und Liebe weihen möchten, wie mußte ein so frommes und reines Herz durch die Handlungen einer Mutter verwundet werden, in denen sich die Schande zu dem Verbrechen gesellte? Sie kannte nur allzu gut die Härte der Welt in ihrem Urtheile, den Gang, den dieses Urtheil zu nehmen pflegt, und die willkührlichen Verknüpfungen, die es sich erlaubt; aber wenn sie auch selbst die Kraft gehabt hätte, sich über die Ungerechtigkeit zu erheben, welche die Schmach der Eltern auf ihre unschuldigen Kinder wälzt, so vermochte es doch ihr Mann nicht, den diese unglückliche Begebenheit in seine alte Schwermuth zurückwarf. Ihm mangelte der Trost, der seine Gattin aufrichtete; aber wenn diese ihren Kummer in Gottes Hand gelegt hatte, so benutzte sie die Kraft, die ihr aus dem Gebete floß, zur Erheiterung ihres Mannes, und es gelang ihr bisweilen, die Wolken des Trübsinns von seiner Stirn und aus seinem Gemüth zu verscheuchen.

Einige Monate nach dem Tode ihrer Mutter brachte Eugenie eine Tochter zur Welt, die das Ebenbild der Mutter zu werden versprach. Die Freude der Eltern war groß; aber Eugenie, durch Kummer geschwächt, lag hart darnieder, und es vergingen Monate, ehe sie ihre Kräfte wieder fand. Doch wurde sie hergestellt, und ihr Mann, der sich schon der Verzweiflung überlassen hatte, schöpfte wieder Athem, als neue Ereignisse herein brachen, die den Frieden des Hauses störten.

Es war in der Fastenzeit. Eugenie hatte mit ihrem Manne der Aufführung einer geistlichen Musik beygewohnt, und kehrte in der Nacht nach Hause zurück. Sie waren eben eingetreten und setzten den Fuß auf die Stiege, als ein Schrey von der Straße her sie schreckte, und in demselben Augenblicke ein wohlgekleideter Mann mit blassem und verstörtem Angesichte zur Thür hereinstürzte, und zu Eugeniens Füssen niedersank. Seine Kleider waren mit Blut befleckt; und da er kein Zeichen des Lebens von sich gab, wurde er in die Wohnung des Obersten getragen, und einem geschickten Wundarzte anvertraut. Das Leben kehrte zurück. Die Wunde schien nicht tödlich, aber doch gefährlich genug, um die größte Ruhe zu fordern, und so geschah

es, daß der Kranke erst nach einigen Tagen die Erlaubniß erhielt, seinem Wirthe mündlich für seine freundliche Aufnahme und für alle die Pflege zu danken, die er von seiner Güte genoß.

Eugenie befand sich während dieser Zeit in einer quälenden Unruhe. Der Anblick des Verwundeten hatte schlummernde Erinnerungen in ihrer Seele geweckt; seine Züge und seine ganze Gestalt schienen ihr bekannt; und plötzlich trat das Bild des Maltesers vor ihre Augen, den sie längst als tod beweint hatte. Er war es in der That. Durch einen glücklichen Zufall aus dem Schiffbruche gerettet, von Abentheuer zu Abentheuer getrieben, hatte er Jahrelang mit aller Anstrengung dem Glück und der Unabhängigkeit nachgestrebt. Aber was ihm der eine Tag gewährte, entriß ihm der folgende; und Alles, was er in einem Zeitraume von acht Jahren gewonnen hatte, war die Erfahrung, daß sich das Glück keinem Gesetze unterwirft, sondern seine Gunst nach Laune verschenkt. Endlich, des fruchtlosen Umtreibens in der Fremde müde, kehrt er nach der Heimath zurück, und erfährt auf der Reise, daß sein Oheim ohne Testament gestorben ist, und daß sich zwey entfernte Verwandten in den Besitz eines Vermögens gesetzt

haben, das ihm allein gebührt. Unglücklicherweise kömmt die Nachricht von seiner Rückkehr früher, als er selbst, in der Hauptstadt an, und erreicht die Ohren der beyden Vettern, die sich nun zu ihrer größten Bestürzung in der Gefahr sehen, aus ihrem Besitzstande geworfen zu werden. Sie verliehren keine Zeit. Einige entschlossene Männer werden erkauft, um dem Zurückkehrenden aufzulauern; und so hat er kaum die Postkutsche verlassen, als er beym Austreten aus einer engen Straße, nah an dem Hause des Obersten angefallen und verwundet wird.

Eugeniens Unruhe wurde von ihrem Manne nicht bemerkt. Dieser freute sich einem Soldaten Dienste zu erzeigen, der sie mit so großer Dankbarkeit annahm, und erfuhr, nach wenigen Besuchen, aus dem Munde des offenherzigen Mannes den Zusammenhang seiner Schicksale, seine Abentheuer zur See und im Krieg, seine Wunden, seine Gefangenschaft, seine vereitelten Hoffnungen. Von Mittheilung zu Mittheilung geleitet, stieg der Kranke bis zur ersten Ursach seiner Entfernung aus dem Vaterlande hinauf, sprach von seiner Liebe und ihrer Heftigkeit, und entwarf mit der Gluth der ersten Liebe das Bild seiner Eugenie. Der Oberste stutzte bey diesem

Nahmen; die Schilderung der Gestalt und des Characters stimmte mit dem Nahmen zusammen; und er konnte schon nicht mehr zweifeln, daß er in dem Kranken einen Nebenbuhler pflegte, als dieser ihn fragte, ob er vielleicht Eugenie Belloi kenne, und etwas von ihrem Schicksale wisse. — Lächelnd erwiederte er ihm, daß diese Eugenie seine Frau sey.

Bey dieser Antwort verstummte der Kranke, der bis jetzt mit so vieler Wärme gesprochen hatte; und erst nach einer langen Pause rief er aus: So hat mich das Schicksal nur darum in mein Vaterland zurückgeführt, um das Maaß seiner Launen zu füllen! — Und dann, sich an den Obersten wendend, fuhr er fort: Verzeihen Sie die Aeusserungen einer Leidenschaft, deren Unschicklichkeit Niemand lebhafter fühlen kann, als ich selbst. Ich habe gegen diese Leidenschaft gekämpft, wie ein Mann; aber sie hat mich über das Meer verfolgt, und in allen Schrecknissen der Gefahr und des Todes habe ich nur Einen Trost gehabt — das Bild des Engels, das ohn' Unterlaß vor meiner Seele stand, und die tiefe Nacht meines Lebens erleuchtete. Es ist vor mir hergegangen in der Schlacht; es hat mir den Kerker zu einem Tem-

pel gewandelt; und als ich das Ufer dieses schönen Landes wiederum betrat, kniete ich nieder auf den Sand und küßte den Boden, der die Herrliche trägt. Alle meine Gedanken waren bey ihr und vielleicht mischte sich in diese Gedanken ein Rest leiser Hofnungen. Ein Zufall wirft mich in ihr Haus; ich vergieße mein Blut zu ihren Füßen und erkenne sie nicht. Sie weilt in meiner Nähe; sie sendet mir Hülfe und Pflege, und ich ahn' es nicht. So blind und dunkel ist Alles in dem Leben der Menschen! —

Der Oberste ging während dieser Rede im Zimmer auf und ab. Sein Herz war von einer großen Unruhe bewegt. Seine Lage war so neu! Alles Mitleiden, das er mit dem Kranken fühlte, und sein Wohlwollen gegen ihn konnte doch die Aufwallungen der Eifersucht nicht niederhalten.

Alles in meinem Leben, fuhr der Kranke fort, ist ungewöhnlich und launenhaft. Von der Hofnung verlassen, arm und hülflos, übergeb' ich mein Schicksal den Wellen, unbekümmert um Gefahr und Tod. Das Meer verschlingt mich zugleich mit vielen andern, die noch Ansprüche auf das Leben haben; diese werden in der bodenlosen Tiefe ein Raub des Todes;

mich aber wirft die Fluth an das Land, um mich noch länger dem Spiele des Zufalls Preis zu geben. Ich stürze mich in den Krieg; seine Wuth rafft Tausende an meiner Seite, neben mir, vor mir, hinter mir weg; und ich, der den Tod als eine Wohlthat suche, werde seiner nicht würdig geachtet, sondern gehe fast unverletzt durch die Schwerder der Feinde. Ein Zufall bringt mich in ihre Gewalt; ein andrer Zufall gibt mir die Freyheit wieder; und da mir der fremde Himmel nichts als Unbestand bietet, kehr' ich in mein Vaterland zurück, eben so arm und hülflos, als ich daraus geschieden war. Endlich leuchtet mir ein Schimmer von Hofnung; aber in dem Augenblicke, wo ich in dem Schooße meiner Vaterstadt, mich mit heitern Erinnerungen umgebe, und in der Aussicht auf ein günstigeres Loos dem Himmel für meine Rettung aus so vielen Gefahren danke, falle ich in die Hände von Meuchelmördern, die, wie es scheint, ihr Verbrechen nur darum nicht vollendet haben, damit mein Leben neuer Ungereimtheit Preis gegeben werde. Indem mein Herz von Dankbarkeit überströmt für das Gute, das mir Unbekannten ein edler Mann erzeigt, stoße ich unwissend diesem Wohlthäter einen Dolch in

die Brust, indem ich mich einer unbesiegbaren Leidenschaft zu seiner Gattin schuldig bekenne; und mich beraube ich des einzigen Glücks, nach welchem ich Jahrelang geseufzt habe, die Frau noch Einmal zu sehn, die ich allein geliebt, und nach der ich nie ein anderes Weib habe lieben können. —

Nach diesen Worten versank der Kranke in sein voriges Stillschweigen. Der Oberste aber, welcher während dieser Zeit sein Auf- und Abwandeln fortgesetzt hatte, trat jetzt von seinem Schmerze ergriffen, zu dem Lager, faßte den Kranken bey der Hand und sagte: Sie sollen Eugenien sehn, so bald es der Arzt erlaubt. Ich ehre das Vertrauen eines rechtschaffenen Mannes, dessen Denkungsart mir für Alles Bürgschaft leistet. Suchen Sie Ihrer Unruhe Herr zu werden, wenn es möglich ist. Ergeben Sie sich in das, was nicht zu ändern steht; aber rechnen Sie immer auf meine Theilnahme, und auf die vollkommenste Bereitwilligkeit zu Allem, was ein rechtschaffener Mann wünschen und ein rechtschaffener Mann gewähren darf.

Der Kranke drückte dem Obersten dankbar die Hand, da sich aber sein Fieber durch diese Unterredung sichtbar vermehrt hatte, so fand der

Arzt für nöthig, die größte Ruhe zu empfehlen. Der Oberste entfernte sich. Sein Herz war tief bewegt, und in seiner Bewegung theilte er seiner Frau Alles mit, was so eben zwischen ihm und dem Malteser vorgefallen war.

Eugenie erfuhr also jetzt, daß sie sich in ihrer Vermuthung nicht getäuscht hatte. Gerührt durch die Offenherzigkeit ihres Mannes fiel sie ihm mit Thränen um den Hals, dankte ihm für sein Zutraun, und gestand ihm ihre Ahnung, der sie aber keinen Glauben geschenkt habe. Ihr früheres Verhältniß zu ihm verbarg sie nicht. Sie gestand, daß sie ihn geliebt und hochgeachtet habe: daß sie es damals für ein Glück würde gehalten haben, an seiner Seite zu leben; daß es aber Gottes Wille nicht gewesen, ohne Zweifel, um sie durch die Hand des Mannes, dem sie jetzt angehöre, noch mehr zu beglücken.

In der That war der Abend, an welchem dieses Gespräch vorfiel, einer der glücklichsten. Eugenie fühlte sich erleichtert durch die Mittheilung des einzigen Geheimnisses, das sie bis jetzt vor ihrem Manne bewahrt hatte, und das ihr jetzt unerträglich würde geworden seyn, wo die unschuldige Freude, den für tod beweinten Freund

lebend und ihrer Nähe zu wissen, ihr Herz bewegte. So wie sie sich aber des Zutrauens ihres Mannes erfreute, so entzückte diesen die Aufrichtigkeit, mit der ihm Eugenie die Geheimnisse des schönsten und reinsten Herzens enthüllte. Er erzählte ihr Alles, was ihm der Kranke von seinen Schicksalen mitgetheilt hatte, und das Einzige, was er unterdrückte oder milderte, waren die leidenschaftlichen Ausbrüche seiner Liebe zu ihr. Aber auch hierzu bewog ihn in diesem Augenblicke nicht die Eifersucht, sondern die Zartheit seines Gefühls, und die Furcht — die Wirkung seines Mistrauens gegen sich selbst — den Schmerz der Entsagung in Eugeniens Brust allzulebhaft aufzuregen. Hätte er seine Frau tadeln können, wenn sie diesen Mann liebenswürdig fand; er fand ihn selbst so; und wenn ihn selbst die Geschichte der Schicksale des Kranken so für ihn gewonnen hatte, was war von Eugenien zu erwarten, welche die Blüthe seiner Jugend gesehn, und ihm die treuste und zärtlichste Liebe eingeflößt hatte?

Einige Tage vergingen, ohne daß sich das Fieber verminderte; vielmehr schien es durch die Unruhe genährt zu werden, die sich des Kranken bemächtigt hatte. Ueber die Ursachen derselben

schwieg er. Aber man konnte bemerken, daß er die Besuche des Obersten immer mit Ungedult erwartete, und daß sich diese Ungedult vermehrte, wenn er zufällig etwas länger als gewöhnlich zögerte. Sein Erscheinen war dann immer ein Sonnenblick für den armen Leidenden, der sich in diesen Augenblicken besser fühlte, und sich keine Klage erlaubte, während seine Blicke mit dem Ausdrucke sehnsuchtsvoller Erwartung an den Augen des Obersten hingen. Ohne Zweifel hoffte er von Eugenien zu hören; aber ihr Nahme wurde nicht genannt. Eines Tages erklärte der Arzt, er habe wenige Hofnung den Kranken zu retten, dessen Gemüth noch tiefer verwundet schiene, als seine Brust. Der Oberste erschrak. Er hatte sich über die Abnahme der Kräfte des Verwundeten, seine verfallende Gestalt, das steigende Fieber, den kurzen Athem zu täuschen gesucht; denn mit jedem Tage wuchs seine Liebe zu ihm, und er betheuerte, daß ihn der Tod eines Bruders weniger schmerzen würde, als der Verlust dieses wackern Mannes. Da er nun nach jener Erklärung des Arztes sogleich zu ihm eilte, und ihn noch verfallener und blässer als am vorigen Abend fand, fragte er ihn, ob ihn Etwas beunruhige, dem er abgeholfen

wünsche. Hierauf antwortete der Kranke, er wünsche in den Besitz des ihm gebührenden Vermögens zu kommen, und bäte, ihm einen rechtlichen Anwald zuzuweisen, dem er seine Papiere anvertrauen könnte. Der Oberste wunderte sich über diesen Gedanken gerade jetzt, freute sich aber doch, weil er daraus abnahm, daß die Hofnung des Lebens noch nicht in ihm gesunken sey, nannte ihm einen Mann, dessen er sich selbst bediente, und versprach, diesen Rechtsfreund augenblicklich von seinem Wunsche zu benachrichtigen.

Nachdem diese Sache so weit behandelt war, legte der Verwundete seine Hand auf die Hände seines Freundes, und sah ihn lange mit forschenden, aber ungewissen Blicken an. Was ist Ihnen? sagte der Oberste. Es lastet noch Etwas auf Ihrem Herzen. Vertrauen Sie mir Ihren Kummer. Wenn ich ihn erleichtern kann, so soll es nicht an mir liegen. —

Sie sprechen wie ein Freund, sagte der Kranke. Ich habe allerdings noch einen andern, und weit größern Wunsch — einen Wunsch, wie nur ein edler Freund einem Sterbenden erfüllt. Ich kann mich nicht täuschen. Die Banden des Lebens lösen sich auf.

Er schwieg. Der Oberste wiederholte seine Bitten und seine Versprechungen mit noch größerer Lebhaftigkeit, und mit nassen Augen. Denn die Ahnung seines Freundes schien ihm jetzt nur allzu gegründet.

Bey diesen Aeußerungen, die keinen Zweifel übrig ließen, erheiterten sich die Minen des Kranken; seine Augen strahlten; ein leises Roth schnell aufblühend und schnell verschwindend, färbte die blassen Wangen; nur die Lippen blieben blaß und blutlos, wie vorher. — So sey er denn ausgesprochen, sagte er, dieser heiße Wunsch, der sich schon so lange zu meinen Lippen drängt, aber immer in meiner kranken Brust erstarb. Würden Sie Eugenien verstatten — würde Eugenie sich entschließen, einen Unglücklichen zu sehn, der nur diesen Einen Wunsch noch auf Erden hat? Sie haben Ursache mir diese Bitte zu versagen, und ich werde Ihren Willen ehren, auch wenn — —

Zweifeln Sie nicht, fiel der Oberste ein, an meiner Bereitwilligkeit. Ich habe Ihnen neulich gesagt, daß Sie meine Frau sehen sollen; ich nehme mein Wort nicht zurück; aber ich fürchte, Ihr Gemüth ist allzu gereizt; diese Zu-

sammenkunft könnte Ihren Zustand verschlimmern.

O mein Freund, rief der Kranke, indem er sich aufzurichten bemühte, wenn Sie den Zustand meines Herzens kennten, wie es nur noch von Einer Hofnung lebt, Sie würden dieser Besorgniß nicht Raum geben. Ich scheue mich nicht, Ihnen mein Innerstes aufzudecken — es hegt keinen sträflichen Wunsch — wär' es je nichtswürdig genug hierzu gewesen, so hätten es Eugeniens Tugenden und ihr Bild gereinigt. So wie ich mich jetzt fühle, so nah dem Grabe, hab' ich nur die Wahl vor Schmerz zu sterben, wenn Ihre Besorgniß die Erfüllung meines Wunsches allzu lange zurückhält, oder vor Freude. Ach und wie glücklich wär' ich, wenn mich das Uebermaaß der Freude tödete, und der letzte Laut dieses für mich verstummenden und verarmten Lebens der Ton ihrer Stimme wäre!

Der Oberste bedachte sich jetzt nicht länger, sondern führte Eugenien an das Lager seines Freundes. Dann entfernte er sich sogleich. Auch nicht ein leiser Wahn von Eifersucht sollte Eugenien oder seinen sterbenden Freund verletzen.

Als Eugenie mit wankendem Schritte in das Zimmer trat, blaß und niedergeschlagen —

denn die Sorge um den Gatten und seinen Freund nahm ihr Schlaf und Ruhe — streckte dieser beyde Arme nach ihr aus, richtete sich ein wenig auf, und suchte nach Worten, die ihr für diesen letzten Beweiß von Güte danken sollten. Er fand keine; und in dem schmerzlichen Gefühle seiner Ohnmacht bedeckte er sein Angesicht mit beyden Händen; sah sie dann mit dankbaren Blicken an; öffnete die Lippen, aber ihr Nahme war das Einzige, was er aussprechen konnte. — Dieß ist ein trauriges Wiedersehn, sagte Eugenie; aber schöpfen Sie Muth. Der Arzt hofft — Ihre Freunde hoffen (ach sie gab es nur vor, um ihn freundlich zu täuschen), und wenn herzliche Wünsche und innige Theilnahme Ihre Wunden heilen könnten, so müssen wir uns Ihrer Genesung in Kurzem freuen.

Die Blicke des Kranken hingen an Eugeniens Lippen während sie sprach. Er schien jeden Laut, jeden Ton ihrer Stimme mit Entzücken einzusaugen; seine erstorbenen Augen belebten sich, und sein Puls schlug kräftiger. O Eugenie, sagte er, diese Worte gießen neues Leben in meine Adern, und wenn ich sterbe, so wird doch Ein frohes Bewußtseyn in meinem zerfallenden Herzen übrig bleiben. — Ach, Eugenie,

fuhr er nach einer kurzen Pause fort, wie kann ich Ihnen, wie kann ich ihrem edlen Gemahle für die Wohlthat danken, die ich in diesem Augenblicke von Ihnen empfange! — Der Zustand, in dem ich mich befinde, verstattet mir nicht meine Gefühle zurückzuhalten. Am Rande des Grabes ist es erlaubt mit offenem Herzen zu sprechen. Ich habe Sie geliebt, Eugenie, wie man einen weiblichen Engel lieben kann, und da mich feindliche Verhältnisse von Ihrer Nähe und von der Hofnung verbannten, hab' ich doch dieser frommen und heiligen Liebe nie entsagt. Sie war das Einzige, was ich besaß, und mein einziges Glück. Sie hat mich aufrecht erhalten, wenn mich Alles niederzuwerfen drohte; und sie reicht mir auch jetzt die Hand, und erleuchtet den dunkeln Weg, der in die Gefilde des Todes führt. Könnten Sie, Eugenie, einem Gefühle zürnen, das einen Unglücklichen selig macht? und das heute zum Erstenmale aus der Tiefe meines Herzens hervortritt, in dem ich es auch vor Ihren Augen scheu verbarg? Vollenden Sie jetzt Ihre Wohlthat, indem Sie mir sagen, daß Sie nicht zürnen.

Eugenie war von diesen Worten überrascht; aber die Reinheit ihres Bewußtseyns erhob sie

über jeden Schein der Verstellung. Auch verbarg sie die tiefe Bewegung ihres Herzens nicht. Ich würde mich selbst tadeln, antwortete sie, wenn ich fähig wäre, über die Offenherzigkeit zu zürnen, mit der mir ein edler Mann, in einem Augenblicke, wo er sich mit dem Leben abgefunden zu haben glaubt, sein Innerstes enthüllt. Diese Offenherzigkeit bürgt mir für die Reinheit seines Gefühls, und so habe ich keine Ursache zu erröthen, daß sich dieses Gefühl auf mich bezieht. Mein Mann ist von unserer frühern Bekanntschaft unterrichtet; er weiß, daß ich Sie geachtet, daß ich vielleicht mehr Neigung zu Ihnen gefühlt habe, als zu irgend einem andern Manne; und er ist so voll Achtung und Wohlwollen gegen Sie, daß er, weit entfernt mich zu tadeln, vielmehr meine Gesinnungen billigt. Sie sehen, daß ich Ihre Aufrichtigkeit erwiedere. Mein Bewußtseyn berechtigt mich dazu eben so wohl als meine Ueberzeugung von Ihrem Edelmuthe. Wenn ich Sie wiedersehe, so hoffe ich Sie weniger krank, und ruhiger zu sehn. Jetzt leben Sie wohl. Sie haben zu Ihrer Wiederherstellung nichts so nöthig als Ruhe.

Indem Eugenie bey diesen Worten aufstand, ergriff der Kranke ihre Hand, als ob er sie zu-

rückhalten wollte, ließ sie aber sogleich wieder los. Ich darf hoffen, Sie wieder zusehn? rief er ihr nach. — Unfehlbar, antwortete Eugenie, wenn Sie ruhig sind. — Ich werde ruhig seyn, sagte der Kranke; ach, in wenigen Tagen ruhig auf immer.

Als Eugenie von ihrem Besuche zurückkam, fiel sie ihrem Manne an die Brust, und überließ sich ihrem Schmerz, ohne Furcht ihn zu kränken, oder zu beleidigen. Eben so sagte sie ihm Alles, was sie zu dem Kranken gesprochen, und was er ihr geantwortet hatte. Ich habe ihm noch Einen Besuch verheißen, setzte sie hinzu; aber ich fürchte, wir werden ihn nicht oft wiedersehn.

Diese Furcht schien sich indeß nicht zu bestätigen. Die Freude hatte den Kranken sichtbar gestärkt. Er genoß wieder einigen Schlaf; und wenn er wachte, schien er in seligen Träumen zu liegen, still vor sich hin, nur bisweilen die Lippen bewegend, als ob er mit einem unsichtbaren Bilde seiner Phantasie sich bespräche. Mit Hülfe des Obersten unterrichtete er den herbeygerufenen Rechtsgelehrten über die Lage seiner Angelegenheiten, händigte ihm die nöthigen Papiere ein, und nachdem er ihm eine Schreib-

tafel gegeben, in die er einige Zeilen geschrieben hatte, bat er ihn, keine Zeit zu verliehren. So brachte er noch einige Tage zu. Die Hofnung erwachte; selbst Eugenie, die ihn noch einigemal in Begleitung ihres Mannes besuchte, gab ihr Raum. Aber umsonst. Die verlöschende Kraft, die nur von der Freude des Wiedersehns genährt worden, sank immer tiefer und tiefer. Neun Tage nach Eugeniens erstem Besuche starb er sanft und schmerzlos in den Armen ihres Gatten. Eugeniens Nahme war das letzte seiner Worte.

Eugenie beweinte den Verlust eines Freundes; aber ihr Gatte war trostlos. Er hatte den Kranken in den letzten Tagen nicht verlassen, und seine Liebe zu ihm war mit der Gefahr gestiegen, in der er ihn schweben sah. Er hatte keinen Gedanken als den Wunsch seiner Rettung. Die Kunst hatte keine Mittel zur Erfüllung dieses Wunsches. Er ist am gebrochenen Herzen gestorben, sagte der Oberste, und es ist vielleicht meine Schuld, da ich mit der Erfüllung seines einzigen Verlangens allzulange gezögert habe. Gewiß ist es meine Schuld! — Wie hatte ihn doch die Freude des ersten Wiedersehns sichtbar gestärkt! — Aber es war zu spät. Er

wäre gerettet gewesen, hätte ich meine Bedenklichkeiten früher besiegt. —

Dieser Gedanke ließ nun dem bekümmerten Manne keine Ruhe, und was auch Eugenie thun mochte, ihn zu trösten, immer kehrte er auf denselben Weg und zu derselben Anklage zurück. Am Tage der Beerdigung meldete ihm der Rechtsfreund, daß er von dem Verstorbenen zum Erben seiner Ansprüche eingesetzt sey; und diese Nachricht, und die Durchsicht der hinterlassenen Papiere, die voll der zärtlichsten Erinnerungen an Eugenien, so wie der unverdächtigsten Beweise des reinsten und edelsten Herzens waren, vermehrten den Schmerz des Trauernden, und wandelten ihn allmählig in einen stillen Trübsinn um. In dieser düstern Zeit schien sich seine Liebe gegen Eugenien zu verdoppeln. Es war als ob er sich sagte: Dieser edle Mann, den die Liebe zu ihr getödet hat, hätte sie glücklicher gemacht, als ich es vermag. Sie ist ein Opfer des Schicksals geworden, und doch läßt sie nicht ab in ihrer heiligen Treue zu mir. Was kann ich nur thun, um so viele Liebe zu lohnen?

Ach Eugenie verlangte nichts von ihm, als frohen Muth; aber diesen Wunsch zu erfüllen,

vermochte er nicht. Wenn sie ihn mit seinen Kindern umgab, oder wenn sie ihm von ihren frohen Gedeihen erzählte, reichte er ihr die Hand mit schmerzhaftem Lächeln, und sagte auch wohl: Es ist Dein Werk, Du treue Mutter, daß sie gedeihen. Mögest Du in unsern Kindern das Glück und die Freude finden, die ich Dir nicht geben kann!

Eines Abends, wo sein Herz weniger belastet schien, und Eugenie mit Wohlgefallen sah, wie er eines der Kinder nach dem andern zu sich nahm, mit ihnen sprach, und sich an ihren Reden erfreute, geschah es, daß Klotilde, ein sehr lebhaftes Kind, und vor Allen der Liebling des Vaters, durch eine ungeschickte Bewegung seinen Armen entschlüpfte, auf den Boden fiel, und sich an der Stirn verwundete. Die Wunde schien von keiner Bedeutung; aber das Kind weinte sehr, schlief dann auf dem Arme der Mutter ein, und wurde zu Bett gebracht. In der Nacht zeigte sich Fieber mit Phantasien; und nach drey Tagen lag das schöne und liebenswürdige Kind, die Freude seiner Eltern, im Sarg.

Beyde Eltern hatten das Lager des Kindes fast keinen Augenblick verlassen; Eugenie war

tief betrübt, ihr Mann aber in Verzweiflung. Er legte sich den Tod seines Lieblings zur Last, und klagte sein Schicksal an, das ihn bestimmt habe, Unglück und Tod um sich her zu verbreiten, und gerade denen, die er am meisten liebte, wie ein feindlicher Vampyr, die Freuden des Lebens zu entziehn. Dieser Gedanke wurde fest in ihm. Tagelang brütete er über ihm, und wühlte mit grausamer Selbstpeinigung jeden Umstand seines Lebens auf, der seinen Wahn zu nähren diente. Wenn sich dann Alles immer mehr um ihn verdunkelte, und er sich als die Quelle aller dieser Finsterniß erschien, beschwor er wohl Eugenien und seine Kinder mit den zärtlichsten Worten, welche die Liebe hat, ihn zu verlassen, um nicht sein Gewissen mit neuem, durch ihn verschuldetem Unglück zu belasten. Dieser Zustand wurde dauernd. Alles, was die Liebe erfinden kann, Alles, was weibliche Beharrlichkeit vermag, wurde von Eugenien aufgeboten, seinen Wahn zu bekämpfen, und den dunkeln Phantomen, die ihn verfolgten, heitere Bilder unterzuschieben. Ihre Bemühungen hatten keinen Erfolg. Und wenn sie ihn bey seiner Liebe beschwor, nicht einem Gedanken nachzuhängen, der keinen Schatten von Wahrheit habe,

aber bey aller seiner Leerheit ihn und sie und seine Kinder unglücklich mache, gewann sie nichts, als die Wiederkehr desselben Wahns, daß es ja eben sein Schicksal sey, auf die eine oder die andre Weise, durch Liebe oder Haß, durch Wahrheit oder Irrthum, seine Umgebungen unglücklich zu machen.

Die Dauer dieses hofnungslosen Zustandes, mit Anstrengungen aller Art verbunden, wirkten nachtheilig auf Eugeniens Gesundheit. Sie fing an zu kränkeln, und wie sie auch den Verfall ihrer Gesundheit den Augen ihres Mannes entziehen mochte, er bemerkte ihn mit dem Scharfblicke, mit dem er Alles entdeckte, was seinen Irrwahn nährte. Du erkrankst, sagte er eines Tages zu ihr, und dieß ist die Folge des Kummers, den ich Dir mache. Mein Unstern wird Dich töden; dann werden unsre Kinder an die Reihe kommen, und ich werde zuletzt von Allen, belastet mit allem Unglücke, das ich verbreitet habe, in die Grube fahren. Es ist nicht meine Schuld. Ach ich liebe Euch ja Alle mehr als mich selbst; aber so unglücklich ist mein Loos, daß ich bey aller meiner Liebe den Augenblick segnen muß, der mich von Euch trennen, und Euch von den feindseligen Einflüssen meines Ge-

stirns befreyen wird. Vielleicht wird mir dieser Wunsch erfüllt; und wenn er erfüllt ist, o Eugenie, dann mag Alle Freude, deren ich Dich beraubt habe, Deiner Liebe für einen Unglücklichen lohnen!

Eugenie sank an die Brust des schwerbelasteten Mannes, und betheuerte ihm unter Strömen von Thränen, daß sie kein Glück verlange, als sein Leben und den Frieden seiner Seele. Die Kinder drängten sich an ihren Vater; er schloß sie in seine Arme, küßte Eines um das Andre, und beschwor sie, in Allem den Willen ihrer Mutter zu thun. — Dieß war der Abschied von den Seinigen. Um Mitternacht hörte Eugenie ein tiefes Stöhnen. Sie eilte zu seinem Lager, und fand ihren Mann in seinem Blute schwimmend. Seine Augen starrten sie an. Sie ergriff seine Hand; er drückte sie und verschied. Aus Liebe zu ihr hatte er in seinem Wahne seinem Leben ein Ende gemacht.

Lange Zeit litt nun Eugenie an den Folgen des Schreckens und ihres Schmerzes. Doch unterlag sie nie. Die mütterliche Liebe gebot ihr sich zu ermannen, und das Gesetz ihrer Pflicht. Ausschließend widmete sie sich jetzt der

Erziehung ihrer Söhne. Beyde wuchsen kräftig heran, ausgezeichnet durch Gestalt, edle Sitten und eine würdige Denkungsart. Der ältere glich am meisten seinem Vater; still, wie dieser, zurückgezogen, und nur auf ernste Dinge bedacht. Der jüngere war an Gestalt und Milde das Ebenbild seiner Mutter. Der ältere hatte sich dem Kriegsdienste gewidmet; der jüngere studirte die Rechte; beyde erfreuten sich des Beyfalls ihrer Lehrer und Vorgesetzten; aber das, wornach sie mehr als nach jedem Lohne strebten, war der Beyfall und die Zufriedenheit ihrer Mutter.

Das Glück, das Eugenie jetzt durch ihre Kinder genoß, war der Stille vergleichbar, die auf dem Meere oft die Vorläuferin heftiger Stürme ist. Die Revolution brach an, bestimmt alle Verhältnisse umzukehren, und an die Stelle alter und verderblicher Misbräuche eine neue Ordnung der Dinge zu setzen. Das erste Aufgehn dieser ewig denkwürdigen Zeit, die schönen und glorreichen Tage, mit denen sie begann, und die edeln Hofnungen, die in ihrem Gefolge gingen, ergriffen Eugeniens Söhne, wie sie das ganze Volk, ja, ganz Europa ergriffen. Auch Eugenie verschloß ihre Brust diesen erhebenden

Gefühlen nicht; aber weder der Jubel des trunkenen Volks, noch die begeisterten Reden ihrer Söhne vermochten die trüben Ahnungen von Unglück niederzuschlagen, das sie im Hinterhalte lauern sah. Leider wurden diese Ahnungen nur allzubald erfüllt. Frankreich spaltete sich in Parteyen, und diese Parteyen zerfleischten sich gegenseitig. Die Zwietracht raßte in allen Theilen des Reichs; drang in die dunkelsten Winkel, und lößte oft die ältesten und heiligsten Banden der Freundschaft auf. Auch Eugeniens Söhne ergriff ihre Hand. Der ältere, der jetzt als Offizier bey dem Genie-Corps diente, durch das Band der Ehre mit Männern verbunden, die das Gute wollten, aber es nur auf dem Wege der Revolution zu finden glaubten, nahm auch die strengen Maasregeln seiner Partey in Schutz; während der milde Sinn des Jüngern jede Gewaltthätigkeit verabscheute, und selbst vor der strengen Gestalt der Gerechtigkeit erbebte. Oft entbrannte dann über die Grundsätze und ihre Anwendung zwischen beyden heftiger Zwist; doch gelang es der bekümmerten Mutter fast immer, den Frieden herzustellen, in dem sie die Liebe zu Hülfe rief, die auch der Parteyzorn in diesen edeln Gemüthern nicht ersticken konnte.

Unglücklicherweise gingen die Begebenheiten ihren furchtbaren Gang unaufhaltsam fort. Der zehnte August und der zweyte September befleckten Frankreich mit schuldlosem Blute; der Krieg brach aus, und an Einem Tage sah sich Eugenie von ihren Söhnen verlassen. Der Aeltere folgte mit dem Heere der dreyfarbigen Fahne; der Jüngere aber entwich heimlich mit einem gleichgesinnten Freunde, um sich denen zuzugesellen, die mit dem Zeichen der Lilien Recht und Zucht in die Grenzen des zerrütteten Landes zurückzuführen versprachen.

Ich will es nicht unternehmen, Eugeniens Gefühle in ihrer Lage zu schildern. Sie hätte die Einsamkeit ertragen, wenn die Nothwendigkeit sie dazu verurtheilt hätte; auch das Schicksal ihrer Kinder würde sie in Gottes Hand gelegt haben, hätt' es die Pflicht herbeygerufen; aber daß sich Brüder feindlich gegenüber stehn sollten, das konnte sie nicht für Gottes Fügung halten. Von dieser Zeit an waren ihre Tage von furchtbaren Ahnungen getrübt, ihre Nächte des Schlafes beraubt, oder durch peinigende Träume geängstigt. Sie schien nur zu leben, um alle Bitterkeit des Lebens auszukosten.

Es gibt Verhältnisse, in denen das, was man unter andern Umständen für das größte Unglück halten würde, als eine Wohlthat empfangen werden muß, wie man sich einer Verstümmelung, die einen langen Schmerz endigt und das Leben rettet, mit Ergebung unterwirft. So vernahm Eugenie die Nachricht von dem Tode ihres ältesten Sohnes, der in der Schlacht bey Gemappe rühmlich gefallen war, mit heißen Thränen, aber mit stillem Dank gegen die Wege der Vorsehung. Während sie aber noch um den Gefallenen weinte, ergriff sie die Hand der Tyrannei. Als die begüterte Mutter eines Ausgewanderten, wurde sie in einem Kerker geworfen, dessen Riegel, seltene Fälle ausgenommen, nur die Hand des Todes zu öffnen pflegte. Als ihr Sohn hiervon Nachricht bekam, eilte er zurück, um das Leben seiner Mutter mit Gefahr des eignen zu retten, stellte sich der Obrigkeit, und erhielt ihre Befreyung. Man hatte ihm geglaubt, daß die gegen ihn erhobene Klage grundlos gewesen; aber nach wenigen Tagen, wo er der Mutter sein Unrecht abgebeten und ihre Thränen getrocknet hatte, wurde er von neuem zur Verantwortung gezogen, und da er überführt wurde, die Waffen gegen das Vaterland getragen zu

haben, fiel sein Haupt unter dem Beil. Eugenie bat um seinen Leichnam und erhielt ihn. Von dieser Zeit an bedeckte die Farbe des Todes ihr Angesicht, und nie kehrte ein Schimmer von Roth auf ihre Wangen zurück. Keine Thräne benetzte ihre Augen, sondern still, mit zitternden Lippen, betete sie neben dem Toden, der sie nur Einmal in seinem Leben gekränkt hatte, und dafür in den Tod gegangen war. Seitdem erhob sich ihr Muth nicht mehr. Die Gegenwart hatte nichts mehr, was sie erfreuen konnte, und wenn ihre Blicke auf die Vergangenheit fielen, sah sie nur Gräber von Schreckensgestalten umringt, die selbst die Wehmuth der Trauer scheuchten. Sie sah nur wenige Menschen, und setzte nur mit einigen Freunden, die ihr aus früherer Zeit geblieben waren, den Umgang fort. Den Rest ihres Vermögens verwendete sie zu wohlthätigen Zwecken, und mehr als eines der verfolgten Opfer der Tyrannei hat sie mit Gefahr ihres Lebens geborgen und mit den Mitteln zur Flucht ausgerüstet. So zog sich ihr sieches Leben noch einige Jahre hin, würdig, wohlthätig und edel, bis sich das neue Gestirn über Frankreich erhob, das der Revolution ein Ziel setzte. Langsam starb sie dahin, ohne Klage, mit stiller Er-

gebung. Seit Jahren hatte Niemand sie lächeln gesehn. Aber den Engel des Todes lächelte sie an, und das lang entflohene Roth kehrte auf ihre Wangen zurück, als ihr das Sterbekleid angelegt war.

43.

Ich habe gar oft in meinem Leben sagen hören: Wer könnte die Ungerechtigkeiten des Lebens ertragen, wenn er nicht auf eine Vergeltung in der Ewigkeit rechnen dürfte? oder wer würde nicht zu der Fahne der ungerechten Gewalt schwören, wenn er nicht wüßte, daß sie für ihr jetziges Glück jenseit des Grabes büßen werde?

Und die so sprachen, glaubten in ihrem Sinne fromm zu seyn.

Ich habe mich nie enthalten können, bey diesem und ähnlichen Aussprüchen an die Sinnesart jenes Fakirs zu denken, der sich allen Mishandlungen Preis gab, ja, dazu aufforderte, weil er überzeugt war, daß der Tod gemeine

Menschen in Pferde verwandle, und er dereinst, wenn er geduldig ausdaure, im Paradiese stolz und bequem auf diesen Rossen reiten werde.

Der kurze Inbegriff aller Religion und Sittenlehre ist: Fürchte Gott und ehre seine Gebote. Ehre die Tugend und übe sie aus. Liebe Deinen Nächsten wie Dich selbst. — Diese Gesetze sind die Bedingung unsers sittlichen Daseyns. Kann man einen Lohn für ihre Erfüllung verlangen? Oder verlangt der physische Mensch dafür, daß er athmet und lebt, noch einen andern Lohn, als den, daß er lebt?

Wird also in einer andern Welt das Loos des Sünders und des Gerechten dasselbe seyn? Keineswegs. Es wird geschieden seyn, wie es auch hienieden geschieden ist, und noch schärfer vielleicht.

Ihr sagt: Jener Sünder ist doch glücklich, und dieser Tugendhafte schmachtet im Unglück!

Ihr wollt sagen: Jener Sünder ist reich, mächtig, von Dienern seiner Lüste umgeben, und es gibt keinen Genuß, den er sich nicht verschaffen könnte. Dieser Gerechte ist arm, verlassen, eingekerkert vielleicht und von Hunger gequält. Das Leben des Einen blüht in Sonnenschein; das des Andern trauert in Finsterniß.

Enthülle die Brust von beyden und du wirst das Gegentheil sehn.

Der Tod zerstört jede Täuschung; auch den Selbstbetrug. Das ist die Seligkeit des Gerechten, daß er mit offner Brust vor Gott treten und sagen darf: Herr, ich habe mich bemüht, nach meinen Kräften zu thun. Wenn meine Kraft oft schwach war, so vergib! —

Der Ungerechte aber verhüllt sich umsonst.

Dann wohnt Jener in dem Sonnenlichte der göttlichen Gnade; dieser in dem Dunkel seines bösen Bewußtseyns.

* * *

Josua Barnes, ein bekannter Hellenist des vorigen Jahrhunderts, war der festen Meinung, daß der Himmel keine gute Handlung unbelohnt lasse. Er glaubte aber nicht, wie die Meisten thun, daß die guten Handlungen ein Capital bilden, von welchem einst die andere Welt verhältnißmäßige Zinsen zahlen wird; noch weniger genügte ihm der sittliche Lohn eines guten Gewissens — sondern er glaubte in vollem Ernste, daß Gott jede gute Handlung hienieden schon mit Wucher belohne. So hielt er also

mit seiner Wohlthätigkeit Bank, ohne Etwas auf das Spiel zu setzen, außer der Kleinigkeit, die er einem Bettler gab; und er behauptete, nie bey diesem Handel verlohren, und oft ansehnlich gewonnen zu haben. Wäre diese Erfahrung allgemein, so wär' es um die Tugend der Wohlthätigkeit geschehn; aber die Wohlthätigkeit selbst würde mit noch größerem Eifer, und mit aller Lebhaftigkeit des Papierhandels auf der Börse getrieben werden. Glücklicherweise ist es nicht so. Oder wer hätte nicht von einem Manne gehört, „der den Armen rettete, wenn er schrie, und den Waisen half in der Noth; der das Aug des Blinden war und des Lahmen Fuß; der nie seinen Bissen allein gegessen, sondern ihn getheilt mit den Armen und Hungrigen; der nie den Nackten ohne Kleider, noch den Jammer der Wittbe ungetröstet ließ" — und dennoch schlug ihn die Hand des Schicksals hart, nahm ihm Kinder und Habe, bedeckte seinen Leib mit Beulen, und stellte, was von Allem das Schlimmste war, leidige Tröster um ihn her. Wenn aber Gott diesen Mann nach einiger Frist dennoch segnete, und seine Habe zwiefach vermehrte, und so, wie es scheint, die wucherliche Lehrer der Käufer und Verkäufer

im Tempel des Herrn bestätigte, so hat es doch, statt dieses Einen, Viele gegeben, die für alles Gute, was sie Andern gethan, keinen sichtbaren Lohn empfangen, sondern vielleicht noch mit Undank verfolgt worden sind. Wer aber Gott im Herzen trägt, der hat seinen Lohn, und Gott liebt ihn, und gibt ihm hienieden eine Ahnung höherer Seligkeit. Darum sagt Christus in Gottes Nahmen: Was ihr gethan habt, Einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir gethan. Gutes thun, weil Gott es will, das ist der rechte christliche Glaube. Gutes thun, um Lohnes willen, war selbst edeln Heiden verächtlich; und mit diesem Gefühl stößt selbst der Aermste, in dem Augenblicke, wo er eine gute That gethan, trostlosen Eltern ihr verlohrenes Kind zurückgebracht, oder mit Gefahr seines Lebens einen Menschen vom Tode gerettet hat, die angebotene Belohnung von sich.

*   *   *

44.

Vermischte Gedanken.

Wäre die Tugend nur zum Gebrauch in weltlichen Dingen vorhanden, so hätte man große Ursache über ihre verkehrte Austheilung mit dem Himmel zu hadern. Wie viele Tugenden wären dann an die niedern Classen der Gesellschaft verschwendet, die den höhern Classen Noth thäten, und deren sie zum großen Nachtheil der Welt entbehren.

* * *

Es gibt keine Gottesfurcht, ohne ein tiefes Gefühl von der Unbegreiflichkeit der ersten Ursache aller Dinge. Dieses Gefühl wird durch Kenntniß und Wissenschaft nicht vermindert, sondern verstärkt, so daß die vollkommenste Einsicht in den Mechanismus des Weltgebäudes und die Natur seiner Bewohner, der größten, wie der

kleinsten, eben zur höchsten Ueberzeugung von der Unbegreiflichkeit des Unbegreiflichen führt, ohne den alle Wunder der Welt ein Traum, die Menschheit ein abgeschmacktes Räthsel, und die Tugend ein düsteres Gespenst wäre. Alles Streben nach Wissen trachtet dahin, den letzten Ring zu erfassen, an welchem die Welt mit ihrem ganzen Inbegriffe hängt; dieses Streben erreicht nie sein Ziel; aber die Vereitelung aller seiner Bemühungen löscht doch die Hofnung einer möglichen Erfüllung nicht aus, die das irdische Leben und das Grab überfliegt. Darum ist der Durst nach Wissen, der so unauslöschlich in der Tiefe unsrer Natur liegt, die herrlichste Beglaubigung unsrer höhern Natur und ihres Zusammenhanges mit Gott, dessen Erkenntniß uns hienieden versagt ist, aber in dessen Glauben schon wir Beruhigung, innern Frieden und Seligkeit finden.

Das Höchste, was von Gott gesagt werden kann, ist, was er in der Schrift von sich selbst sagt: Ich bin der ich bin; — das geheimnißvolle, unbegreifliche, aber nichts desto weniger gewisse Daseyn, und der Grund alles Daseyns,

* * *

Die stille Zufriedenheit, die wir bey der Erfüllung unsrer Pflichten fühlen; die Freudigkeit, die uns belohnt, wenn wir dem Guten und Rechten ein schweres Opfer gebracht haben; das Entzücken, womit uns schon der Gedanke an ein solches Opfer erfüllt — Alles das ist uns ein Zeugniß für die Zusammenstimmung unsrer Handlungen mit der höhern Weltordnung, das heißt, mit dem göttlichen Willen. Auf eine andere Weise ist die Beschaffenheit dieser Gefühle, die sich so wesentlich von jedem andern Genuße unterscheiden, schlechterdings unerklärbar.

* * *

Wie die Liebe zu den Eltern mit dem Kinde gebohren, und durch die Erziehung zum klaren Bewußtseyn erhoben wird, so ist auch der Glaube an Gott mit unserm Daseyn gegeben, und wird durch die Entwicklung und Bildung unsrer sittlichen Natur belebt. Nur aus diesen Quellen ist er geflossen und wird aus diesen genährt. Wer Gott in den Tiefen seiner eignen Brust gefunden hat, der wird ihn auch in den Erscheinungen der Natur wieder finden. Wer ihn aber in den Erscheinungen der Natur

sucht, um ihn dann in seine Brust einzuimpfen, der geht einen verkehrten Weg, und ist in Gefahr das, was er sucht, ganz zu verlieren.

* * *

Die Maximen der Klugheit ersetzen den sittlichen Instinct ohngefähr so, wie zwey hölzerne Beine den Mangel der wirklichen.

* * *

Weil den Großen selten widersprochen wird, so erfüllen sie sich leicht mit dem Wahne, daß sie von Natur Alles besser wüßten, als Andre. Daher in der großen Welt nichts gewöhnlicher ist, als zu sehn, daß der Einfältige den Klugen hofmeistert, der Unwissende den Unterrichteten, der Schüler den Lehrer belehrt, und daß dieser die Lehre bewundernd hinnimmt.

* * *

Wenn ein weiser und tugendhafter Mann Gott befragt, so empfängt er die Antwort durch sein eignes Herz.

* * *

Die Betrachtung der Menschheit ist eben so erhebend, als die Betrachtung der Menschen oft niederschlagend ist.

Es gibt Menschen, die leichter an Gespenster, Unholde, Lamien und Empusen glauben, als an eine edle That; Wundern Herz und Ohr leihen, nicht aber der Erzählung von einer uneigennützigen Handlung; die Cagliostro bewundern und Christum verachten.

* * *

Jede Idee, deren wir uns bemächtigen, ist eine Eroberung in dem Reiche Gottes.

* * *

Das Ansehn der Staatsmänner ist wie die Mondes-Phasen, nicht nur wechselnd, sondern auch aus verschiedenen Gesichtspunkten ganz verschieden. Die sittliche Größe ist, wie die Fixsterne, immer gleich. Aber erst nach dem Tode, durch die Canonisation der Geschichte, wird die Tugend unter die Sterne versetzt.

* * *

Es ist höchst ungereimt, sich einzubilden, daß die Bühne eine Schule der Sitten seyn, und die Kanzel entbehrlich machen könne. Die rechtschaffnen Handlungen und edeln Gefühle, die auf der Bühne entzücken, sind und bleiben

immer nur eine angenommene Rolle, ein schöner Schein der Wahrheit, nicht aber die Wahrheit selbst. Weit entfernt also, durch die Bewunderung dieses Scheines sittlich besser zu werden, lernen die Menschen vielmehr, das Wort von der Sache zu trennen, den Schein höher zu achten, als die Wahrheit, und mit dem heiligsten Ernste ein Spiel zu treiben. Man könnte eben so gut hoffen, einen Kranken gesund zu machen, wenn man ihn mit der Farbe der Gesundheit schminkt; oder einem Blinden zum Gesichte zu helfen, wenn man ihn vor ein gutes Teleskop stellst. Die erziehende Kraft des Theaters müßte sich doch zuerst und am meisten an den Schauspielern selbst bewähren. Und was lehrt da die Erfahrung? —

* * *

Aus Fenelons Briefe an den Herzog von Burgogne.

Die Liebe Gottes fordert nichts von uns, als unschuldige und geregelte Sitten. Sie verlangt nur, daß wir für Gott thun sollen, was die Vernunft uns zu thun befiehlt.

Die Vorschrift der Liebe ist so weit entfernt, die Last, welche andere Gebote uns auferlegen, mit einer neuen zu vermehren, daß sie vielmehr die Erfüllung aller übrigen leicht und angenehm macht.

Diese Liebe stört und ändert nichts in der von Gott eingerichteten Ordnung. Sie läßt die Großen in ihrer Würde, und demüthigt sie unter der Hand dessen, der sie groß gemacht hat. Sie läßt die Kleinen in ihrer Niedrigkeit, und macht sie mit ihrem Looße zufrieden. Diese Zufriedenheit mit einem untergeordneten Verhältnisse aus Liebe zu Gott hat nichts Niedriges; sie erhebt vielmehr zu einer wahrhaften Größe.

Nichts ist so hart, so trocken, so eng, als ein Herz, das in allen Dingen nur sich liebt. Nichts hingegen ist so zärtlich, so offen, so lebendig, so sanft, so liebend und liebenswürdig, als ein Herz, das die göttliche Liebe besitzt und belebt.

Man ist immer stark in Gott, wenn man sich auch noch so schwach in sich selbst fühlt.

* * *

45.

In meiner Nachbarschaft zwischen Mainau und Erthal lebte ein hochbejahrter Mann, über dessen Abkunft und Schicksale man sich mit den mannichfaltigsten Sagen trug. Die ältern Einwohner des Ortes erinnerten sich der Zeit, wo er mit seinem Diener in dem Wirthshause abgestiegen, und weil ihm die Gegend gefallen, nach der Gelegenheit einer Ansiedelung geforscht habe. Zufälligerweise stand in der Nähe ein einfaches, aber wohl erhaltenes Haus ledig, das einem Herrenhuterischen Edelmanne gehört hatte. Er fand es nach seinem Geschmack, kaufte es, und lebte ohngefähr auf die Weise des frühern Besitzers fort. In der ganzen Gegend kannte

man ihn als einen stillen und ordentlichen Mann, der Niemanden aus dem Wege ging, aber auch Niemanden aufsuchte, freundlich war gegen Jedermann, und im Stillen Gutes that. In früherer Zeit sah man ihn täglich auf dem Felde oder in dem Walde, oft mit einem Buche in der Hand; aber in der Zeit, wo ich nach Mainau zog, verließ er sein Haus nur selten, und wurde nur noch in seinem Garten gesehn. Seine gewöhnliche Gesellschaft war der alte Diener, der mit ihm in das Land gekommen war, und alle seine Geschäfte besorgte; auch ein stiller Mann, und in den meisten Dingen wie sein Herr, und, wie sein Herr, über ihre frühern Schicksale fest verschlossen.

Ein Zufall verschaffte mir die Bekanntschaft dieser beyden Männer, die nicht wie Herr und Diener, sondern wie Brüder lebten. Die Leute im Orte wußten, daß ich vormals die Arzneikunst getrieben hatte, und fragten mich wohl im Falle der Noth um meinen Rath. Und so geschah es einstmals, daß der Diener um Mitternacht bey mir anklopfte, und mich, nach vielen Entschuldigungen, bat, seinen Herrn zu besuchen, der plötzlich krank geworden sey. Ich ging sogleich mit ihm. Der Mann hatte

einen Anfall von Croup, der damals epidemisch war; und da ich die passenden Hülfsmittel bey der Hand hatte, war ich so glücklich, ihn zu retten.

Wenn schon der Arzt von Profession das Herz seiner Kranken leicht in die Hand bekömmt, so kann der Dilettant, dem eine bedenkliche Cur gelingt, noch sichrer auf ihre Gunst rechnen. Der Diener überhäufte mich, als er seinen Herrn gerettet sah, mit den Ausdrücken der aufrichtigsten Dankbarkeit, den die Thränen beglaubigten, die ihm dabey über die Wangen rollten. Es war in der That rührend zu sehn, wie er am Bette seines Herrn mir gegenüber stand, mit forschenden Blicken an meinen Minen hing, die unvollständigen Antworten des Kranken ergänzte, und wenn ich Etwas verordnete, meine Vorschriften mit einer Genauigkeit wiederholte, die seine Aufmerksamkeit auf jedes meiner Worte, und sein Verlangen nichts zu verabsäumen bewieß. Auch unterließ er nie, mich um meine Wiederkehr zu ersuchen, und mir zu versichern, daß ich durch die Rettung eines so guten Herrn gewiß ein recht christliches und Gott gefälliges Werk thäte.

So wie ich nun das Herz des Dieners gewonnen hatte, so lohnte mir auch der Herr

meine Sorge durch eine Liebe, die ich nicht anders als väterlich nennen kann. Nachdem er wieder hergestellt war, aber sein Lager noch nicht verlassen durfte, suchte er mich immer durch irgend ein anziehend Gespräch an seine Seite zu fesseln; bat mich dann, auch den Genesenen mit meinen Besuchen zu erfreuen, es ihm aber nicht übel zu deuten, wenn er sie nicht erwiedere, da er als ein alter Mann seine Wohnung nicht mehr verlasse. Wenn ich dann einige Tage ausblieb, schickte er immer seinen Diener unter irgend einem Vorwande an mich ab, um nach meinem Befinden zu forschen. Hörte dieser nun, daß ich mich wohl befände, so unterließ er nie, mir auf die bescheidenste Weise von der großen Liebe zu erzählen, die sein Herr zu mir hege, und wie er immer die Tage zähle, wo ich nicht bey ihm gewesen.

Auch mir war der Umgang dieses Mannes sehr angenehm. Sein schlichtes Aeußere konnte die Bildung nicht verstecken, die sich in seinem Anstande und seinen Bewegungen, noch mehr aber in der Wahl seines Ausdruckes und in den mannichfaltigen Kenntnissen zeigte, die ungesucht durch seine Unterhaltung spielten. Wir waren selten zusammen, ohne daß sich das Gespräch

auf Gegenstände der Religion wendete, der er so klare und gemüthvolle Ansichten abgewonnen hatte, daß ich wohl gestehn darf, aus seinen belebenden Gesprächen darüber mehr, als aus Büchern, gelernt zu haben. Seine Lehre war keineswegs die Lehre der sogenannten rechtgläubigen Kirche, aber vollkommen christlich, und eben so weit von Aberglauben als Unglauben entfernt. „Der Aberglauben, sagte er einstmals, ist nur eine Art des Unglaubens, und von jenem in Rücksicht auf den Glauben nur so verschieden, wie ein geheimer Feind von einem öffentlichen. Mit dem Unglauben weiß man woran man ist; man kann sich gegen ihn waffnen und ihn zurückschlagen; während der kriechende, heimtückische Aberglaube sich für Religion ausbringt, und wenn er ihr ihre Diener und Vertheidiger entführt hat, sich ihres Thrones bemächtigt." — „Ich habe Menschen gekannt, sagte er zu einer andern Zeit, die es sich zum größten Verdienste anrechneten, so vollkommen auf den Gebrauch ihres Verstandes verzichtet zu haben, daß er sich gegen keine Art des Unsinnes auflehnte, den man ihm unter dem Vorwande einer höhern Sanction anbot; und die sich einbildeten, erst dann recht zu sehn, wenn sie sich der Augen beraubt hätten.

Die Dunkelheit hielten sie nun für Licht, die Nacht für Tag, und zürnten in ihrem Wahne gegen Alle, die sich des wirklichen Lichtes und Tages erfreuten. Die Meisten von diesen glaubten, durch das Verzichtleisten auf ihre gesunden Sinne und die göttliche Gabe der Vernunft ganz vorzüglich ihre Schuldrechnung bey Gott auszutilgen, und behaupteten dadurch zur Ruhe zu kommen. Aber sie täuschten sich. Denn da jene Rechnung nie auf sichre Zahlen gebracht werden kann, so war ihr Gemüth doch immer der Spielball der regellosesten Kleinmüthigkeit und des launenhaftesten Glaubens, durch die abwechselnd jene Schuld vergrößert und verkleinert wurde. Das Sonderbarste bey dieser Verkehrtheit hat mir immer der Dünkel geschienen, den der Aberglaube, gleichsam wie einen Bodensatz, zurückläßt, und der sich zuletzt auf nichts als auf die Unthat gründet, der Mörder seiner eignen Vernunft zu seyn. Indessen hab' ich auch Andere gekannt, die nicht weniger stolz auf ihren Unglauben waren. Wenn Jene ihren Nächsten verachteten, weil sie ihn in Demuth und Selbstverachtung zu übertreffen meinten — denn so eitel ist der Mensch, daß selbst die Demuth seinen Hochmuth nährt — so sahen diese auf Alle her-

ab, die sich nicht alles Glaubens an das Höhere begeben, und, wie die Nephelokokyngier des ergötzlichen Aristophanes, jeden Verkehr mit den Bewohnern des Olymps abgebrochen hatten. Ich will es unentschieden lassen, welche dieser beyden Menschen-Classen die unglücklichere ist, ob die von ewiger Gespensterfurcht umhergetriebenen Abergläubigen, oder die in ihrer starren Titanenartigen Verhärtung allein wandelnden Ungläubigen. Ich erinnere mich, setzte er hinzu, bey dieser Gelegenheit der Worte einer eben so geistreichen, als milden Frau aus dem Briefe an einen meiner Freunde, der sich mehr aus Mode, als aus Ueberzeugung dem Unglauben in die Arme geworfen hatte, was, nach meiner Ansicht, ohngefähr so viel heißt, als sich in die Arme jener Jungfrau stürzen, der man ehedem in den Kerkern der geheimen Criminal-Justiz das Geschäft des Henkers anvertraut hatte. Sie schrieb ihm, wie ich mich noch wohl erinnere, unter andern: „Ich fürchte nicht, daß mir Gott ein Leiden auferlegen wird, das ich nicht mit seiner Hülfe zu tragen vermöchte; und die feste Ueberzeugung, die ich hege, daß mich ohne den Willen einer heiligen und väterlichen Vorsehung Nichts treffen kann, deckt mich, wie ein de-

mantnes Schild, hinter welchem mich die mannichfaltigen Gefahren des Lebens in der tiefsten Ruhe lassen. Bey dieser Stimmung meines Gemüthes werden Sie es ganz natürlich finden, daß ich nichts Fürchterlicheres kenne, als mich mit aller meiner menschlichen Schwäche allein und verlassen zu denken. Ihnen mag es vielleicht anders scheinen; aber ich für meine Person finde nicht bloß einen unendlichen Trost, sondern eine wahrhafte Erhebung darin, mit meinem ganzen menschlichen Daseyn auf der unendlichen Macht und Güte zu ruhn. Ich weiß wohl, daß ich Ihnen den Zusammenhang meines Lebens mit dem Willen der ewigen Liebe nicht anders nachweisen kann, als in meinem Herzen, und daß diese Art von Beweiß, die für mich unwiderleglich ist, für Sie erst dann einen Sinn haben kann, wenn Sie keinen andern Beweiß nöthig haben. Vielleicht ist Ihnen dieses Alles dunkel und räthselhaft. Aber ist das Chaos, aus dem die Welt durch Zufall hervorgegangen ist; ist der Zufall, der die Wunder dieser Weltharmonie durch einen glücklichen Wurf gefunden hat, ist das Nichts endlich, in das zuletzt alles Seyn zerrinnt; mit Einem Worte, ist alles das, was der Unglaube an die Stelle von Gott setzen

will, weniger räthselhaft? Oder ist dieses Alles nicht eben so wohl ein Gegenstand des Glaubens, und eines noch blinderen — wenigstens trostloseren Glaubens — als mein Vertrauen auf den innigen Zusammenhang der moralischen Welt mit dem Namenlosen, der alle seine Geschöpfe an seinem väterlichen Herzen trägt."

* * *

Einige Jahre hindurch standen wir auf diese Weise in einem höchst angenehmen Verkehr. Ich besuchte ihn, so oft es meine Zeit erlaubte, und verweilte meist länger bey ihm, als ich mir vorgenommen hatte. Da ich ihm bisweilen von meinem Hauswesen erzählte, und ihm das Glück vor die Augen führte, das ich in dem Kreise der Meinigen, unter meinen Kindern und bey meinen Blumen fühlte, so bewog ich ihn, was er seit einigen Jahren nicht mehr gethan, sein Haus zu verlassen, und mich in dem meinigen zu besuchen. Meine Frau, die darauf vorbereitet war, empfing ihn wie einen alten Bekannten, und Alles ging seinen gewöhnlichen Gang fort, als ob er gar nicht zugegen gewesen wäre, so daß er sich sogleich wie ein gewohntes Mit-

glied unsrer Familie fühlte. Meine Studierstube mit ihrer Aussicht auf den heitern blühenden Gottesacker gefiel ihm ungemein, so wie mein Garten mit seinem frischen Bache im Gebüsch. Mit meinen Kindern hatte er sich bald befreundet, und als Adolph, der damals im zweyten Jahre stand, an seinem Knie in die Höhe stieg, und von seinem Schooße die kleinen Hände nach ihm ausstreckte, ihm streichelte, und „Guter Mann“ zu ihm sagte, da wurde ihm das Herz ganz weich, und den Knaben liebkosend sagte er: „Ihr kleiner Haushalt führt mich in ganz alte Zeiten, in die Kinderstube meines väterlichen Hauses zurück. Ich selbst habe dergleichen nie gehabt. Es liegt viel in dem Worte: es ist nicht gut, daß der Mensch allein sey! auch hab' ich nie die Bedeutung dieses Ausspruchs verkannt; aber es steht nicht in der Gewalt eines jeden Menschen sein Daseyn durch einen Bund der Liebe zu vervielfältigen. Die Welt in ihrer jetzigen Gestalt ist nicht mehr das Paradies; und es gibt Verhältnisse darinn, in denen man sagen muß: Es ist gut, daß ich allein bin, und kein anderes theures Herz sich an denselben Wunden verblutet!“

Solche Anspielungen auf sein früheres Le-

ben und die schmerzlichen Erfahrungen, die er darinne gemacht hatte, entfielen ihm bisweilen; aber er gab ihnen keine Folge, sondern ging immer sogleich auf etwas Anderes über. Es war dabey nichts von dem Geheimnißvollen, womit sich oft eine nichtige Eitelkeit umgibt; auch nichts von der Scheu, womit Furcht oder Schaam das frühere Schicksal verhüllt. Sein Sprechen, wie sein Schweigen, war so natürlich und unbefangen, daß es Einem nicht einfallen konnte, in seinem Wesen Etwas Geheimes zu suchen, und sein Gespräch war immer so belebt und reichhaltig, daß es mir, so lange ich bey ihm war, nie in den Sinn kam, der Neugierde Gehör zu geben, oder nach etwas Anderem als nach dem Sinne seiner Reden zu forschen.

Erst nach seinem Tode, welcher ohne sichtbare Veranlassung plötzlich erfolgte, theilte mir sein Diener, dem es ein Bedürfniß war, von seinem Herrn zu sprechen, und der jetzt kein Bedenken trug, einem Freunde das lang bewahrte Geheimniß anzuvertrauen, die Hauptumstände seines Lebens mit. „Nie, sagte er, hat mir mein guter Herr über diesen Gegenstand Stillschweigen auferlegt; aber ich kannte seine Gesinnungen zu gut, um auf ein Gebot zu

warten. Es verstand sich gewissermaaßen von selbst, wie Vieles Andere, und wie mein ganzer Dienst. Nie befahl er mir Etwas; nie verlangte er einen Dienst von mir als ein Recht. Er würde mich haben entbehren können, wie er Reichthum, Macht, Würden und Ansehn entbehren konnte; wie er denn auch wirklich, wenn ich krank war — was Gott Lob in drey und vierzig Jahren nur zweymal vorgefallen ist — Alles für mich that, und für sich noch überdieß. Dieß war mir dann immer die größte Pein, und ich raffte mich dann so schnell als möglich auf, um wieder an meinen Platz zu treten. Ich mußte ihm dienen. Wenn er mich fortgeschickt hätte, ich wäre nicht gegangen; und hätte er die Thür hinter mir zu geschlossen, ich wäre durch das Dach wieder eingestiegen. Immer ist er mir ein gütiger Herr gewesen; aber er hätte mich auch gewaltthätig behandeln können — hätte seine Natur dieß erlaubt — ich wäre ihm doch angehangen. Er war mein Wohlthäter, und, wenn es erlaubt ist, so zu sagen, mein Freund. Er hat mich von der Straße aufgenommen, da ich im Begriff war, auf alle Weise zu Grunde zu gehn; er hat meinen Vater, der in Armuth und Krankheit schmach-

tete, wieder zu einem rechtlichen Manne gemacht; meine Geschwister sind, wie ich, durch ihn dem Verderben entrissen worden, ohne daß ihn etwas Anderes dazu bewegen konnte, als sein menschenfreundlicher, wahrhaft christlicher Sinn. Und wie hart ist doch das Loos dieses rechtschaffenen Mannes gewesen! Wie viel hat er erdulten müssen eben um seiner Güte willen!" — —

Dann erzählte mir der wackre Mann in verschiedenen Zeitabschnitten ohngefähr Folgendes, was ich in Kürze zusammenfasse:

„Mein Herr, sagte er, war der Sohn eines wohlhabenden Handwerkers, und würde, wie es gewöhnlich ist, die Lebensart seines Vaters ergriffen haben, wär' er nicht in seiner Kindheit schwach und kränklich gewesen. Körperlicher Anstrengungen unfähig, zeigte er dagegen große Lust zum Lernen, und da er in der Schule schnell emporstieg, erfüllte der Vater den Wunsch des Knaben, ihn so lange in der Schule zu lassen, bis er die zu einem Rechnungsamte nöthigen Kenntnisse und Fertigkeiten erlangt hätte. Auf etwas Höheres war damals sein Ehrgeiz nicht gerichtet, und dieses Ziel war schnell erreicht. Seine schöne Handschrift verschaffte ihm in der Canzlei des Ministers eine Copistenstelle,

die er mit so vieler Pünktlichkeit und Ordnung verwaltete, daß er sich die Gunst aller seiner Vorgesetzten erwarb. Ein Zufall brachte ihn dem Minister bald näher, und dieser machte schnell die Entdeckung, daß dieser junge Mensch zu etwas Besserem, als zum Abschreiben, taugen möchte. Er stellte Versuche mit ihm an, und sah sich in seinen Erwartungen nicht getäuscht. In Kurzem war der junge Copist des Ministers rechte Hand, so daß es bald keine wichtige Sache gab, die nicht durch seine Hände ging. Indessen blieb er in seinen untergeordneten Verhältnissen, und erhielt keinen andern Lohn, als den Beyfall des Ministers, der ihn auf seinem Todenbette dem Fürsten als einen sichern und bewährten Mann auf das nachdrücklichste empfahl. Auf diese Empfehlung von Seiten eines Mannes, den der Fürst wie einen Vater ehrte, nahm er ihn in sein Cabinet, und legte den wesentlichsten Theil der Regierungsgeschäfte mit dem vollen Zutrauen in seine Hände, die nur die bewährteste Geschicklichkeit und Rechtschaffenheit der Gesinnungen einflößen kann."

Es gereicht unserm Vaterlande nicht zur Ehre, daß die Rechtschaffenheit meines Herrn der Stein des Anstoßes werden mußte, über den er fallen

sollte. Der Fürst war gutmüthig, aber bequem, und durch Schmeicheley leicht zu regieren. Sein Wille lag in den Händen seiner Bedienten und einiger unbedeutenden Weiber, die sich aus der Schwachheit ihres Herrn eine Rente zu machen gewußt hatten. Kein Amt wurde vergeben, ohne ihre Einstimmung, und diese Einstimmung mußte mit Geld erkauft werden. Auf diese Weise erbten sie durch den Tod eines jeden Dieners, und die Erbschaft stand immer mit der Wichtigkeit und dem Ertrage des erledigten Amtes in Verhältniß. Kein Wunder, wenn das Beyspiel, das die Umgebungen des Fürsten gaben, auch in andern Kreisen der Dienerschaft Beyfall und Nachahmung fand. Auch das Recht wurde oft verkauft, und dem Armen sein einziges Lamm geraubt, um die Habsucht von Richtern zu befriedigen, die sich gewöhnt hatten, nur die Sache des Reichen und des Mächtigen gerecht zu finden. Jedermann kannte diese Misbräuche; denn ihre Allgemeinheit hatte selbst die Schaam erstickt. Einige tadelten sie im Stillen; da sie aber Vielen vortheilhaft und auf eine fast unauflösliche Weise mit der Persönlichkeit und dem Ansehn der bedeutendesten Staatsdiener bis zu den Stufen des Thrones hinauf verknüpft waren, so bildete sich ein gewisser

Glaube an ihre Nothwendigkeit, welcher freylich mit dem Glauben an die Unmöglichkeit ihrer Zerstörung zusammenhing. Mein Herr theilte diesen nicht. Nie konnte er an diese Greuel der Bestechlichkeit und Ungerechtigkeit denken, ohne eine Schaam zu fühlen, die ihm bey jedem neuen Vorfalle immer unerträglicher wurde, so daß er sich nicht sobald seines Ansehns bewußt wurde, als er den Entschluß faßte, Alles aufzubieten, um den Tempel der Gerechtigkeit von den Käufern und Verkäufern zu reinigen, die ihn umlagert hielten. Sie haben wohl mehr als Einmal gesehn, wie er noch in seinem hohen Alter bey dem Gedanken an Unrecht, an Misbrauch der Gewalt und niedrige Habsucht entbrannte; dieß war noch ein Ueberbleibsel der Gluth seiner frühern Jahre, und der Erinnerung an das, was er an Andern und sich erlebt hatte. Seit mehr als Einem Jahre hatte ihn seine Lage in den Stand gesetzt, Kenntniß von schreyenden Ungerechtigkeiten zu bekommen, und da er keine Mühe sparte, die Beweiße dafür zu sammeln, so bildete sich allmählig bey ihm ein Archiv von Verbrechen und Greueln, das er nie ohne Entsetzen betrachten und öffnen konnte. Als er nun glaubte hinreichend gerüstet zu seyn, trat er vor dem Fürsten als Ankläger des in seinem Lande herrschenden

Geistes auf. Ohne Jemand zu nennen, entwarf er ihm ein Bild der Bedrückungen und Ungerechtigkeiten, die in seiner Nähe und unter dem Ansehn seines Nahmens begangen wurden, und beschwor ihn, der Gerechtigkeit ihre Würde wiederzugeben, und dem Verdienste die Wege zu öffnen, die jetzt Habsucht und Heucheley belagert hielten. Der Fürst hörte ihn mit Schaam und Bestürzung an. Die ungeschminkten Worte der Wahrheit fanden Eingang in sein Herz; er fühlte, wie tief er gesunken, wie schmählich sein Wohlwollen getäuscht worden war, und daß er nicht auf diesem Wege fortwandeln könne, ohne den letzten Rest der Achtung und Liebe seiner Unterthanen auf das Spiel zu setzen. Erschüttert wie er war, zeigte er sich zu Allem bereit. Er umarmte meinen Herrn, nannte ihn seinen einzigen Freund, und beschwor ihn, das Geschäft der nothwendigen Reformation ohne Verzug und ohne Ansehn der Person zu beginnen. Seine Unterstützung verhieß er mit den feyerlichsten Worten und auf jeden Fall.

Mein Herr war mit der Welt nicht so unbekannt, um nicht auch die Gefahr zu kennen, der er sich bloßstellte. Aber er vertraute auf die Güte seiner Sache, auf die Rechtschaffenheit

seiner Gesinnungen und auf das fürstliche Wort. Die ersten Schritte, die er mit eben so viel Besonnenheit als Festigkeit that, erregten sogleich eine Bestürzung am Hofe, die sich auf allen Gesichtern mahlte. Der Anfang der Reinigung wurde mit einigen der verschrieensten Menschen gemacht, denen Niemand das Wort zu reden wagte; und da man den Ursachen ihrer Entfernung alle mögliche Oeffentlichkeit gab, so wirkte der Schrecken einige Zeit hindurch, und es schien in der That, als ob die gegebenen Beyspiele und die zugleich ausgesprochene Warnung hinreichend sey, die Ordnung wiedet herzustellen. Aber es schien nur so. Die, welche bey dem neuen Systeme zu verliehren fürchteten — und es waren Viele derer, die sich gewöhnt hatten, den ungerechten Gewinn als ein Recht anzusehen — schlossen sich jetzt, wie auch sonst ihre gegenseitigen Gesinnungen gewesen seyn mochten, auf das engste aneinander, untergruben den Boden, auf welchem ihr Gegner stand, und bemühten sich vor allen Dingen, den Glauben des Fürsten an ihn wankend zu machen. Auf seine dunkle Abkunft wurden Versuchsweise die ersten Pfeile gerichtet, und als dieses gelang und belächelt wurde, warf man die Vermuthung hin,

daß die Gerechtigkeitsliebe des Günstlings nur ein glänzender Vorwand des Neides sey, der die Erniedrigung edelgebohrener Diener seines Herrn beabsichtige. Und da auch diese Einflüsterung ohne Ahndung blieb, so rückte man immer weiter und weiter vor, und es fehlte wenig, so hätte man die Stellung, die meinem Herrn die Gunst des Fürsten, oder eigentlich sein Verdienst gegeben hatte, zu einem Verbrechen gemacht. Der Fürst war, wie gesagt, schwach, und jeder Ausdauer unfähig. Die guten Eindrücke, die er durch meinen Herrn empfangen hatte, wurden nur allzubald verwischt; die Flamme edler Entschließungen, die in seinem eignen Herzen keine Nahrung fand, sank eben so schnell als sie aufgelodert war; und da auch die Fürstin aus misverstandenem Stolze gegen den Emporkömmling Partey nahm, so sah man nach kurzer Zeit die vorige Antichambre-Regierung mit allen ihren Misbräuchen wieder hergestellt.

Mein Herr hätte unter diesen Umständen vielleicht besser gethan, seinen Abschied zu nehmen. Aber noch vertraute er auf die Gunst des Fürsten und das von ihm erhaltene Wort; er mochte es für Feigheit halten, das Feld im Augenblicke der Gefahr zu räumen; er mochte auch hoffen,

durch seine Tugend über die niedrigen Ränke des Eigennutzes obzusiegen. In dieser Meinung wurde er um desto mehr bestärkt, da der Fürst auf seinen Antrag wiederum einen, der Bestechung überwiesenen Richter seines Amtes entsetzte. Aber dieser Beschluß war auch das Todesurtheil seines eignen Ansehns. Wenige Tage darauf, eben da er im Begriff war, sich zu dem Fürsten zu begeben, um zur gewöhnlichen Stunde bey ihm zu arbeiten, erhielt er Befehl, sein Zimmer bis auf Weiteres nicht zu verlassen; und unmittelbar nach dieser Ankündigung der höchsten Ungnade, erschien eine Commission mit dem Auftrage, seine Papiere unter Siegel zu nehmen. Diese Maasregel wurde durch den Umstand geschärft, daß man zu ihrer Ausführung einige der entschiedensten Gegner meines Herrn erlesen hatte, die ihn nicht sowohl darum haßten, weil sie von ihm zurückgesetzt worden, als weil sie ihm gegenüber über ihre Unwürdigkeit erröthen mußten. Da unter diesen Umständen die größte Vorsicht nöthig war, damit nichts untergeschoben oder verheimlicht würde, was auf die Sache meines Herrn von Einfluß seyn konnte, so dauerte dieses Geschäft etwas länger, als seine Gegner geglaubt hatten; und da sich die Nach-

richt von der über ihn verhängten Ungnade augenblicklich verbreitete, so entstand dadurch eine Bewegung, die den Hof überraschte, und ihn zu einer Veränderung seiner Operationen zwang. Man hatte ohne Zweifel die Absicht gehabt, meinen Herrn dem öffentlichen Hasse und der Verachtung Preis zu geben, indem man ihn als einen überwiesenen Verbrecher behandelte; aber es zeigte sich jetzt, wie fest die Meinung des Landes in Rücksicht auf seine Tugend stand, indem man ihn als den einzigen Schutz gegen eine Partey betrachtete, die nur ihren augenblicklichen Vortheil zum Verderben des Landes suchte. Bald erfuhr man, daß überall mit der größten Eile Vorstellungen entworfen und unterzeichnet wurden, die um Erhaltung meines Herrn in seinen bisherigen segenreichen Verhältnissen baten, und bey dieser Gelegenheit zum Theil Gegenstände zur Sprache brachten, die man der Kenntniß des Publicums umsonst zu entziehn gesucht hatte. Die Bestürzung, welche diese Bewegungen verursachten, wurde durch die Erscheinung der Vorstände der Bürgerschaft vermehrt, die mit lebhaften Farben die Unruhe schilderten, die sich aller Gemüther bemächtigt hätte, und sich für unfähig erklärten, den Ausbrüchen vorzubeugen,

mit denen sie diese Spannung bedrohte. Der Fürst zeigte die größte Verlegenheit. Unberathen wie er war, hätte er jetzt gern sein Wort zurückgenommen, und das Geschehene ungeschehen gemacht; aber die Partey, die ihn umlagert hielt, erkannte die Gefahr, der sie sich aussetzte, wenn sie nach solchen Vorschritten auf halbem Wege stehn bleiben wollte. Sie that also den Vorschlag, meinen Herrn unverzüglich auf eine Festung abzuführen, und durch eine Spezial-Commission verurtheilen zu lassen; aber es gelang ihr nicht, zu dieser Maasregel die Einwilligung des Fürsten zu erhalten, entweder weil sich noch ein Rest der Liebe zu seinem alten Freunde regte, oder weil es ihm zu einer so schreyenden Ungerechtigkeit an Kraft gebrach. Alles, was man von ihm erhalten konnte, war der Befehl, daß mein Herr unverzüglich in der nächsten Nacht und in größter Stille das Land verlassen solle. Diesem Befehle Folge zu leisten, weigerte sich mein Herr. Er wurde erneuert und mit Drohungen begleitet. Auch diese Drohungen schreckten ihn nicht. Er erklärte, daß er nur der Gewalt weichen würde; und da er unverrückt bey dieser Erklärung beharrte, und Recht und Gerechtigkeit verlangte, wurde er nach Mitternacht durch ein

Commando Soldaten in tiefster Stille in einem verschlossenen Wagen über die Grenze gebracht. Ich blieb zurück, um über sein Haus zu wachen. Kein Diener war ihm zu seiner Begleitung zugestanden worden.

Als nun am nächsten Morgen das Ereigniß der Nacht bekannt wurde, zeigte sich die Achtung und Liebe der Menschen gegen meinen Herrn noch sichtbarer, als vorher. Auf allen Straßen sah man Gruppen zusammenstehn, zum Theil im lebhaftesten Gespräch, mit erhitzten Gesichtern und flammenden Augen; nur Eine Sache beschäftigte Alle, und es war Niemand, der nicht eben in jener gewaltsamen Maasregel ein lautes Zeugniß für die Unschuld meines Herrn erkannt hätte. Am Hofe war man nicht ohne Unruhe. Ueberall schlichen Polizeydiener umher; die Wachen im Innern des Residenzschlosses wurden verdoppelt; und da sich von Stunde zu Stunde die Bewegung auf der Straße vermehrte, erschien ein Befehl, welcher alles Rottiren bey scharfer Strafe verbot, und von Soldaten unterstützt wurde, die zu Fuß und zu Pferd die Stadt durchzogen. Dem Ausbruche des Unwillens wurde hierdurch vorgebeugt; aber der Unwille selbst verstärkte sich; und da die Regierung,

statt sich zu bessern, immer nur Gewalt und Gewalt brauchte, so schlug in dem Lande ein Geist des Ungehorsams Wurzel, der jeden ihrer Schritte erschwerte, und in der Folge mehr als Einmal, bey geringfügigen Anlässen, in offene Widersetzlichkeit und Empörung ausgeschlagen ist.

Als mein Herr an dem nächsten Orte jenseit der Grenze von seinen Begleitern verlassen worden war, die ihm doch vorher das Versprechen abnahmen, nicht ohne Erlaubniß der Regierung in das Land zurückzukehren, verweilte er einige Tage hier, um mit sich zu Rathe zu gehn. Während dieser Zeit kamen Viele der Grenzbewohner zu ihm, bezeigten ihm ihre Theilnahme, oder erboten sich zu wesentlichen Diensten, wenn er sich ihrer Hülfe bedienen wollte; ja, Einige drangen in ihn unverzüglich zurückzukehren. Diese Rückkehr, sagten sie, werde der Triumph der guten Sache seyn; alle Gutgesinnten würden sich augenblicklich an ihn anschließen, und der allgemeine Wunsch würde sich so laut aussprechen, daß die Regierung keinen Augenblick anstehen dürfte, ihm seine Stelle und die vollständigste Genugthuung gegen seine Feinde zu geben. Diese Aeusserungen bestimmten den Entschluß meines

Herrn. Nichts widerstrebte seinem Gefühle so sehr, als der Gewalt Gewalt entgegenzusetzen. Die Rechtfertigung seiner Handlungen und die Wiederherstellung seiner Ehre sollte ein freyes Werk der Gerechtigkeit seyn; Befriedigung der Eitelkeit oder der Rache lag fern von ihm. Er vertauschte daher seinen bisherigen Aufenthalt mit einem entfernteren, und bat von da aus den Fürsten, ihn mit den Ursachen seiner Ungnade bekannt zu machen, und wenn ein Verdacht auf seine Amtsführung geworfen würde, diese der strengsten Untersuchung unparteyischer Richter zu unterwerfen. Die lakonische Antwort, die er erhielt, war von seinem Nachfolger im Amte abgefaßt. Der Fürst, hieß es darinn, sey über seine Entschließungen Niemanden verantwortlich, und könne seine Diener nach Gutdünken annehmen oder verabschieden, indem er die Gründe für das Eine wie für das Andre aus seiner eignen Einsicht nehme. Aus besonderer Gnade aber, und um alle Klagen mit Einemmale niederzuschlagen, liege diesem fürstlichen Rescripte eine Entlassung bey, deren er sich überall zu seiner Rechtfertigung bedienen könne.

Ich hatte diese Zeit benutzt, das zurückgelassene Eigenthum meines Herrn zu Geld zu

machen, und, mit Hülfe einiger seiner Freunde, die außenstehenden Schulden einzuziehn. Was er besaß, bestand in dem Erbe seines Vaters, das er nicht um einen Kreuzer vermehrt hatte; so daß, wenn seine Amtsführung einer Rechtfertigung bedurft hätte, seine Armuth hierzu allein genügte. Als ich nach Verlauf einiger Monate zu ihm zurückkehrte, fand ich ihn sehr verändert. Der Gram hatte an seiner Gesundheit genagt; seine kräftige Gestalt war eingesunken; sein Haar ergraut; sein ganzes Wesen still und in sich gekehrt. Einige Monate zogen wir so traurig genug umher; da fand sich das Gütchen zwischen Mainau und Erthal, und der Erwerb dieser angenehmen und stillen Besitzung war die erste Freude, die er seit seinem Unglück genoß. Die harmlose Beschäftigung, die er hier fand, brachte ihn wieder in das Gleichgewicht; die Zeit that auch das Ihrige; vor Allem aber war es die Kraft seines Geistes, was seine Wunden heilte, und ihm die besonnene Ruhe und die ungetrübte Heiterkeit gab, die Sie an ihm gesehen haben. Wenn auch bey der Rückkehr der verhängnißvollen Tage, die ihn so schmerzlich verwundet hatten, die alten Erinnerungen lebhafter erwachten, so hatten sie doch ihren Stachel

verlohren; und ich habe ihn dann wohl nachdenkend, nie aber verstimmt gesehn. Unterdessen änderte sich Vieles in unserm Lande; die Unordnung hatte überhand genommen; und da der alte Fürst starb, und sein Nachfolger von ererbten Schulden aller Art gedrückt, die Nothwendigkeit einer durchgreifenden Veränderung fühlte, lud er meinen Herrn unter den ehrenvollsten Bedingungen zur Rückkehr ein, um ihm bey der beabsichtigten Reform mit seinen Einsichten beyzustehn. So verführerisch dieser Antrag war, der auch in der That alle Gefühle meines guten Herrn erregte, so gab er ihm doch kein Gehör; aber während er ihn mit Bescheidenheit ablehnte, that er zugleich der Pflicht gegen sein Vaterland Genüge, indem er dem neuen Fürsten den ganzen Schatz seiner Erfahrungen aufschloß, und ihn auf alle Irrwege der vorigen Regierung aufmerksam machte. Hierdurch entspann sich ein vertrauter Briefwechsel, der eine Reihe von Jahren hindurch dauerte, Niemanden bekannt war, meinen Herrn aber die einzige Genugthuung verschaffte, die er etwa wünschen mochte. Die meisten seiner Vorschläge wurden angenommen und bewährten sich. Der Dank blieb nicht aus. Reichliche Belohnungen wurden angebo-

ten, aber nicht angenommen; auch die Einladungen zur Rückkehr wurden mehr als Einmal und immer dringender wiederholt. Er widerstand ihnen mit bewundernswürdiger Kraft. Nie hatte sich sein Herz von dem Vaterlande losgesagt; und das, was ihn von der Rückkehr abhielt, war nicht Groll oder Unmuth, sondern Ueberzeugung, daß ein bejahrter und besonnener Mann keinen Schritt thun müßte, bey dem er ungewiß sey, ob er nicht mehr durch Eitelkeit, als durch andere würdige Ursachen, dazu bestimmt werde. In diesem Sinne sagte er auch bisweilen: Nachdem ich den ersten Schmerz über mein Unglück besiegt hatte, hab' ich es für eine Wohlthat Gottes erkannt. Ich ging auf einer gefährlichen Bahn, die leicht zu hartherziger Selbstsucht führt. Vor diesem größern Uebel hat Gott mich bewahrt. Und so kann ich wohl mit einem alten Feldherrn sagen, der mit seinen Kindern aus dem Vaterlande vertrieben war: Meine Kinder, wir wären zu Grunde gegangen, wären wir nicht unglücklich geworden.

Ende der ersten Sammlung.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Jacobs, Friedrich,

Aehrenlese aus dem Tagebuche des Pfarrers von Mainau

Bd.: 1

Leipzig (1823)

P.o.germ. 668 xc-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10111786-4